Philosoph. Pr. 663.

Horn

Jd. 940 i

Philos. Jus Nat. Scr. varia. 1681.

R

Uiber
Gleichheit und Ungleichheit
aus
dem Gesichtspunkt
gegenwärtiger Zeiten.

Von

Horn.

Hildburghausen, 1792.
gedrukt bei Johann Gottfried Hanisch.

Iro

Maiestät

dem

Kaiser der Teutschen

Franz

dem Zweiten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Jro

Majestät

dem

König von Preusen

Friderich Wilhelm

dem Zweiten.

Allerdurchlauchtigster Unüber-
windlichster Allergnädigster
Kaiser und Herr!

Ew. Ew. Maiestäten haben Ire Macht vereinigt, gegen ein Volk zu streiten, das di Maiestät seines Königs bis in den Staub ernidrigt. Allerhöchstdero Waffen sind gerecht!

Di französische Nation hat di Rechte teutscher Fürsten gekränkt,

Allerdurchlauchtigster Gros-
mächtigster Allergnädigster
König und Herr!

hat iren Provinzen ire Konstitution aufgedrungen, und — zuerst di Krigserklärung getan. Allerhöchstdero Waffen sind gerecht!!!

Es wäre schon Regentengros-mut, mit Macht gegen ein Volk zu Felde zu zien, das di Stimme der Vernunft und Menschlichkeit ver-

achtet; es wäre Regentengrosmut, ein Reich in Ordnung zu bringen, das sich selbst zerrüttet, wo di Rechte der Menschheit mit Füsen getretten werden, wo Mörder den Stal ins Blut irer Mitbürger eintaugen, wo Bewafnete mit stürmender Hand in den Pallast ires

Königs eindringen, wi in di Burg eines Feindes, wo tausende unter Jammer und Elend seufzen und — wo alles in allgemeinen Ruin hinsinkt!! —

Allein! es ist noch weit mer: es ist Vaterlibe, weise väterliche Fürsorge für das Beste Teutsch-

lands, daß Allerhöchstdiselben eine Krigsmauer gegen di Flamme des Aufrurs errichten, di über di teutschen Grenzen herüber schlägt und durch Gewalt, oder Vorurteile, leicht zünden könte!!!

Im Busen des Teutschen wallt zwar ein edles Blut, Ernst und

Nachdenken ist sein Karakter, er schäzt di Rechte der Menschheit, Treue, Ehrfurcht und Gehorsam gegen seinen Regenten wont in seiner mänlichen Brust! — Aber! iede Pest ist anstekend, auch für das gesündeste Land! —

Wenn Ew. Ew. Maiestä-

ten mir allergnädigst erlauben, daß, wärend Allerhöchstdero Truppen gegen Frankreich streiten, meine Feder unter dem Schatten Irer Flügel gegen Vorurteile kämpft, di der Geist der Unrue auf seinen Fittigen aus jenem Reich nach Teutschland herüber bringt,

so leg ich mein Buch, das ich in diser Absicht geschriben habe, vor Allerhöchstdero vereinigten Waffen nider, mit dem redlichen Wunsch, daß di Warheit so sigreich seyn möge, als Allerhöchstdero Kriger und bin im allertifsten Respekt

Ew. Kaiserlichen Majestät

Hildburghausen
den 23. Jul. 1792.

Ew. Königlichen Maiestät

Allerunterthänigstgehorsamster Diner

Horn.

Vorrede.

Di Teutschen, wenn wir bis in das Altertum irer Existenz zurük gehen, waren von ieher eine Nation, di ire eigne Verfaßung, ire eigne Denkungsart und Sitten und ire eigne Gewonheiten hatte, wodurch si sich vor andern auszeichnete.

* Man-

Manheit und Gröse der Sele, Treue, Redlichkeit und Gehorsam gegen ire Beherscher war von ieher di Würde ires Karakters. Seit dem aber Künste und Fabriken in Frankreich sich vereinigten, der Welt alles zu lifern, was ire Neugirde und Eitelkeit befridigt — di Pracht und der Glanz dises Reichs di Söne Teutschlands zu sich lokte, haben ire ursprüngliche Sitten sich verändert und der Geist der Nachamung ist an ire Stelle getretten. Der Geschmak der Franzosen, ire Sprache, ire Sitten haben nach und nach angefangen, in den teutschen Provinzen den Ton anzugeben und ire Moden sind das Muster geworden,

wor-

wornach sich alles bildet. Eine fremde Sprache zu sprechen, entehrt keine Nation, sondern ist ein rümliches Kenzeichen irer Ausbildung, mit Vorteilen verknüpft und notwendig in dem Verhältnis mit andern Staaten; fremde Moden nachzuamen, ist eine Schwachheit, eine Eitelkeit, di verzeilich ist; — Aber unsre Sitten, unser Geschmak, unsre Denkungsart, wodurch di Teutschen von ieher gros, mänlich und ehrwürdig erschienen, solten das ewige Gepräge unsrer Würde und Abstammung bleiben. Allein schon hallt das Echo von Freiheit und Gleichheit in unsern Provinzen wider, das aus dem Munde des Galliers er-

tönt und der Schwache unter uns neigt ihm sein Or, der Boshafte ruft es laut nach und der Schwärmer prägt den Stempel dieser Worte seinem Herzen, seinen Gesprächen, seinen Handlungen ein, und macht si zum Symbol seiner Mimik im Umgang mit der Welt. Der gewönliche Feler bei der Nachamung ist, daß man, one weitläuftige Untersuchung, one vil Uiberlegung, sich nach dem blendenden, oft täuschenden Muster andrer formt. Bei Nachamung der Moden ist das an und vor sich von keinem beträchtlichen Erfolg, der ganzen Welt kan wenig daran gelegen seyn, ob sich einer wi ein Franzos

trägt

trägt, oder wi ein Polak; aber — was unsrer Denkungsart eine andre Form gibt, das solten wir erst auf den Probirstein und auf di Wage der Vernunft bringen, damit Vorurteile und Irtümer nicht, wi falsche Münzen, sich bei uns einschleichen, unsre Denkungsart verderben und unser Glük stören. Was ligt für ein Begrif in den Worten: Freiheit? Gleichheit? Wi sind dise Worte zu verstehen? Welche Begrife verbinden di Gallier damit? Ich will meinen Pinsel nicht in Blut taugen, um di schröklichen Scenen zu schildern, di ire Begrife von dem Sin diser Worte bezeichnen. Wer dise Gemälde näer betrachten will, fin-

det si in allen Zeitblätern. So vil weiß ich aber gewis, wer di Tränen sehen könte, welche di Rechtschafnen unter disem Volk weinen, di unter dem Druk der Tyranei und Knechtschaft diser mißgedeuteten Worte: Gleichheit! Freiheit! seufzen, wer di Ruinen, di Schlachtopfer diser Worte betrachtet, wer sich das Elend, den Jammer, di Armut denken kan, worein di Hemmung aller Tribräder der Gewerbe di unglüklichen Einwoner dises Staats versezt hat, dem würden gewis dise Vorstellungen Schauder erweken.

Die Betrachtung dises Zustands di

di Erwägung des Hangs zur Nachamung, der allen Völkern eigen ist, di Libe zu meinem Vaterland, di nichts, als dessen Rue, nichts als deßen Glük und Wolfart wünscht, der Eifer, gegen Vorurteile zu kämpfen, welche Störer diser Rue, dises Glüks werden könten, — das waren di Tribfedern, di meine Gedanken über das Wort Gleichheit in Bewegung sezten, und meine Feder hat si nidergeschriben in der Zergliderung des Sins, in dem Licht der Warheit, wi Erfarung und Vernunft si erzeugte. Findet diese Darstellung Beifall, so werde ich di Bearbeitung des zweiten Sazes: Freiheit unternemen, über de-

ren richtige Begrife schon di Grundlinien zur Ausfürung entworfen sind. Wer, neben der ernsten Warheit, hi und da Laune und Munterkeit in den Abwechslungen des Tons meiner Schreibart findet, der wolle erwägen, daß ich mich nach dem Inhalt meiner Darstellung, und, weil ich im eigentlichsten Sin bei diser Arbeit alle Stände zum Augenmerk haben muste, dabei nach dem verschidnen Geschmak, meiner Leser zu richten suchte; so wi das Auffallende und Sonderbare in den Idealen von Gleichheit, in allen seinen sonderbaren und unerwarteten Erscheinungen, meinen Darstellungen gerade den Gang, gerade di Form geben

ben muste, wenn treue Kopie und angemeßne Behandlung des Gegenstands erzilt und das Ganze anschaulich und einleuchtend werden solte.

Wem das Buchstäbliche meiner Schreibart auffallend ist, dem seien, zum Beschlus meiner Vorrede, noch folgende Anmerkungen gewidmet:

Es ist weder Eigensin, noch Neuerungssucht, noch Nachäffung, daß ich dise Art zu schreiben beobachte, sondern Aufmerksamkeit und Achtung für di reinen Grundsäze unsrer teutschen Sprache. Di teutsche Sprache hat vor vilen andern Sprachen den Vor-

zug, daß si di Worte und Buchstaben schreibt und ausspricht, wie sie irer ursprünglichen Natur nach lauten und, will si dem Vokal oder Selbstlauter einen andern Laut geben, so geschiet solches durch Hinzusezung eines andern Vokals, oder durch darüber gesezte Zeichen. Wozu also das h, wo solches in der Mitte, oder am Ende der Wörter, weder zur Bedeutung, noch Aussprache derselben gehört? Wozu das e nach dem i, da doch das i ein Selbstlauter ist und schon an und vor sich den erforderlichen Ton angibt. Di Reinigkeit der Aussprache verlirt gar nichts dabei, sondern si gewinnt. Kinder verstehen uns ia, wenn wir

sprechen, wo doch weder das stumme h in der Aussprache, noch das e nach dem i vernemlich ist. Anfänger und Personen, di wenig Unterweisung hatten, schreiben auch gemeiniglich di Wörter one dise überflüsige Hülfsbuchstaben, weil es inen natürlicher ist. Wer hir einwendet: in Tal höre man das h in manchen Provinzen Teutschlands ausdrüklich, dem mus ich entgegen sezen, daß mans in Tafel und Panzer auch hört, aber wer dise harten Buchstaben so ausspricht, beobachtet nur einen besondern Dialekt und Dialekte bestimmen so wenig, als Gewonheit. Freilich ist das Aug einmal dran gewönt, in der Mitte und am

Ende

Ende mancher Wörter ein h und nach dem i ein e zu sehen; so war man ia aber auch dran gewönt, das c vor dem k und das t vor dem z zu sehen, welche iren Plaz noch mit weit mer Recht behaupten konten, weil si nicht als stumme Buchstaben dastunden, sondern in di Aussprache mit einstimten. Wären wir von Jugend auf an das Gegenteil gewönt worden, würde uns di Hinzusezung stummer Buchstaben noch weit mer wundern, als gegenwärtig ire Weglaßung. Ein ieder würde sagen: wozu dise Buchstaben? das Wort hat ia schon seinen gehörigen Laut. Wenn ich ir — schreiben will, so bestimt di Zusammensezung

von i und r den vollkomnen Laut des Worts, ich sehe nicht ein, warum dise beide Buchstaben in irer zwekmäsigen Verbindung, durch Dazwischensezung eines h, getrent werden sollen. So ist, wenn ich — di — schreiben will, der Zwek durch di Zusammensezung diser beiden Buchstaben erreicht, one daß der Zusaz des Buchstaben e nötig wäre: etwa um den Ton der Sylbe zu verlängern? das i lautet schon lang und di Beispile andrer Wörter leren, daß sich di Länge und Kürze der Sylben nach unsrer Aussprache und selbst nach den verschidnen Dialekten richtet. Es ist ein Mißbrauch diser Buchstaben, wenn

man si unnötiger Weise verschwendet und wider di Oekonomie der Sprache. Es ist eine Unrichtigkeit, di sich erst in disem und dem vorigen Jarhundert fixirt hat; vorher schrib man one dise Hülfsbuchstaben, so wi man übrigens vile unnötige Nebenbuchstaben hatte rc. das erweisen Dokumente genug. Gleichwi es aber öfters geschiet, daß bei Verbeßerungen sich auch oft neue Feler mit einschleichen, so haben auch di Sprachverbeßerer dise Buchstaben unnötiger Weise als Hülfsbuchstaben angenommen. Es ist also dabei di Regel verfelt worden, das Gute zu behalten und das unnötige zu verwerfen, eine Regel! di bei allen Anstalten iren

Nu-

Nuzen und ire Gültigkeit hat. Es ist doch gewis, daß ie richtiger, ie angemeßner, ie allgemeiner di Grundsäze für eine Warheit, für ein System sind, desto leichter ist es zu faßen, desto sicherer, desto vester ist der Grund. Warum solten wir solchen Grundsäzen in unsrer Sprache nicht folgen, da die Natur und Beschaffenheit derselben uns solche selbst an di Hand gibt? Welche Verschidenheit ist nicht in den Worten:

Wir, ihr, hier, Thier, verliehr.

Alle fünf haben einerlei Laut und werden doch so verschiden geschriben! — Welche Regel soll hir gelten? di Re-

gel der Gewonheit? O das wäre eine unsichere Regel! di Gewonheit selbst ist ia eine Tochter der Mode und folglich wandelbar, wi si: das beweisen di hundertfältigen Abänderungen aller Jare und Zeiten. Grundsäze hingegen sind ewig und unveränderlich. Wenn ich also nach dem Grundsaz der teutschen Sprache:

— Was einerlei Laut hat, mus ich auch unter einerlei Gestalt und Form bringen —

also schreibe:

— Wir, ir, hir, Tir, verlir —

Dann behalten alle iren bestimten

Laut

laut und können nach einer sichern Regel geschriben werden. Der Sin wird dadurch nicht verändert, di gleichlautenden Wörter bekommen nur ire gehörige Uniform.

Eben so bei den Konsonanten! Wir haben deswegen harte und weiche Konsonanten, oder Mitlauter, üm solche nach der Forderung unsrer Aussprache zwekmäsig anzuwenden. Wir schreiben:

— Brod, Lid, Frid —

mit einem d, warum nicht auch:

— Lod, Nod, Gebod, Gebid?

Da doch dise Worte eben so weich

ausgesprochen werden. Ein anders ist.

— Mit, Got, Blat, Stat, Bot —

Wo das t den harten Laut bestimt. Das Aug des Tadlers müste freilich erst an dise Schreibart gewönt werden, onerachtet das Or schon an den Ton gewönt ist. Aber welche Vorteile und Bestimtheit würde das nicht unsrer Schreibart gewären! Wi ser würden das nicht Anfänger, Ungeübte und Ausländer erkennen. Vileicht kan ich einmal meinen Lesern eine ausfürliche Abhandlung darüber vor Augen legen.

In den Worten ihn und Ehre habe ich das h aus einigen besondern Grün-

Gründen noch beibehalten, und, was gleichlautende Mitlauter betrift, da, wo bald einfache, bald doppelte gebraucht werden, zur Erleichterung der Korrektur, und, weil es der Regel keinen Eintrag tut, dem Sezer einige Freiheit gelaßen. So vil über das Buchstäbliche meines Buchs.

Leser, di di Sache interreßirt, werden onehin ir Augenmerk nicht auf den Buchstaben heften, sondern auf den Inhalt meines Vortrags.

Hat meine Feder di Quadratur des politischen Zirkels richtig entworfen, treffen di Stimmen der Vernünftigen

und Gutgesinten mit dem angegebnen Ton meiner Vorstellungen im harmonischen Einklang zusammen, krönt meine Arbeit Beifall der Edlen und Weisen — so hab ich das Zil erreicht! Gegen di übrigen wird dann schon di Warheit sigen und das Feld behalten.

Römhild den 8. Jul. 1792.

Horn, J. C.

Sub=

Subscribentenverzeichniß.

Abtschwind.

Herr Westernacher, Pf.

Altdorf.

— König, Professor.

Arichshof.

— Brodbeck, Pfarrer.

Aubstadt.

— Weinmann, Pfarrer.

Markt Bergel.

— Friedrich Prell, Pfarrer.
— Schmidt, Kammer-Kommissarius.

Birkenfeld.

— Jahreisen, Klosteramtmann.
— Unrein, Skribent.
Freyfrau von Wildenstein geb. Freyin Voit von Salzburg.

Bönigheim.

Herr Kast, Helfer.

Markt Breit.

Herr Günther, Kaufmann.
— Weinrich, Doktor und Physikus.

Brunn.

— W. Beckh, Amtmann.
— Wirsing, Pfarr.

Bürden.

— Fischer, Pfarrer.

Burgbernheim.

— Wolf, Gerichtsschreiber.

Markt Dachsbach.

— Cramer, Kammer-Kommissair und Amtsgegenschreiber.
— Herrgott, Beamter.

Markt Einersheim.

Se. Hochgräfl. Excell. Herr Graf Rechtern.
Herr Prechtlein, Rath und Amtmann.
— Zeitler, Reg. Rath.

Eisfeld.

— Gendner, Superintendent.

Emskirchen.

— Boller, Amtmann.

Equarhofen.

— Hofmann, Pfarrer.

Erlang.

— Baier, Professor.

Markt

Markt Erlbach.

Herr Detter, Pfarrer.
Frau von Reizenstein, Oberforstmeisterin.
Herr Wezel, Justizrath.

Ermershausen.

— Schwarz, Amtsverwalter und Marschkammisair.
— Fritz, Pfarrer.

Ermetshofen.

— Esenbeck, Senior und Pfarrer.

Exdorf.

— Schmidt, C. Th.

Frankfurt a. M.

— Fichtmüller, Kaufmann.
— v. Knoblauch, Hauptm. in Preus. Dinsten.

Freudenbach.

— Ammon, Pfarrer.

Fröhstockheim.

— Pflüger, Pfarrer.
— Schmidt, Amtmann.

Fürth.

— v. Denzel, R. Rath, Kaiserl. Landgerichtsassessor zu Anspach, und Gleitsamtmann.
— Georg Mich. Ebert, Vikar.
— Eckart.
— Finck, Kaufmann.
— Hammer, Doktor u. Oberamts-Physikus.

Herr Hommel, Reichsgräfl. Erbmarschall Papenheimischer Rath.
— Lochner, Pfarrer.
— Reich.
— Roth, Stud. Iur.
— Saueracker, Sekretär.
— Schmerler, Rektor.
— Schöll.
— Thein, Kaufmann.
— Weegmann, Postverwalter
— Weysel.
— Zimmermann, Dr. und Phys. ord.
— Zobel, Doktor.
— Zwinger.

Gochsheim.

— Geyer, gemeinschaftlicher Gerichtsschreiber der Reichsdörfer Gochsheim und Sennfeld.
— Schöner, Pfarrer.
— Spring, Amtmann.

Gollhofen.

— Pfeifer, Oberpfarrer zu Gollhofen.

Heldburg.

— Pfitz, Diakonus.
— Trautsch, Amtsaktuar.
— Wagner, Rath und Amtmann.

Hellingen.

— Linck, Pfarrer.

Herrn-

Herrnbergtheim.

Herr Barchewitz, Pfarrer.

Hildburghausen.

L. F. v. Bibra, Hofjägermeister und Geh. Kammerrath.

— Fischer, Dr. und Hofmedikus.

— Strasser, geheimder Regierungsrath und Oberamtmann.

— Hartman, Frühprediger.

Höchheim.

Freyherr Carl von Bibra.

Hollach.

Herr v. Oettinger, Kammerherr und Oberforstmeister.

— Wölfing, Amtmann.

Markt Ippesheim.

— Schlez, Pfarrer.

— Schneider, Amtmann.

Ipsheim.

— Florin, Pfarrer.

— Funck, Kammerkomissarius.

— Richter, Kammerkomissionsrath und Amtmann.

— Richter, Kammersekretair.

Irmelshausen.

Frau v. Bibra, geb. von Heldrit.

Herr Diezel, Pfarrer.

— Koch, Freyherrl. von Bibraischer Gerichtsverwalter.

— Krieg, Kandidat.

Markt Kleinlangheim.

Herr Kemmeter, Richter.

Köngen.

— Glaser, Oberamtmann.

Königsberg.

— Bechmann, Rath und Amtmann.
— Müller, Doktor.
— Ritter, Sekretair und Hofadvokat.

Kraftshof.

— Drechsler, Pfarrer.

Leipzig.

— Geyer, d. R. B.

Markt Lenkersheim.

— Ungerland, Pfarrer.

Lichtenfels.

— Baron v. Bibra, Hauptmann.

Mainbernheim.

— Mesch, Stadtpfarrer.
— Meyer, Kammerrath.
— Schnizlein, Doktor, Stadt und Amtsphysikus.

Manau.

— Eller, d. H. P. C.

Masbach.

— Rebhan, Pfarrer.

Mei-

Meiningen.

Herr von Bibra, Geheimer Rath und Oberjägermeister.

Michelfeld.

— Schertel von Burtenbach, G. Lieutenant.

Mörlbach.

— Hempelius, Pfarrer.

Mühlhausen.

— A. C. Fr. D.

Münster.

— v. d. Pfort, Pfarrer.

Neuhaus.

— J. G. B.

— C. J. F.

— H.*

— T. v. H. - - - F.

Neuhof.

— Berner, Skribent.

— Fleischer, Piqueur.

— Heim, Skribent.

— Hermann, Amtmann.

Neustadt an der Aisch.

— Birckner, Dr.

— v. Bobenhausen, Oberforstmeister.

— Degen, Professor.

— Dennler, Regierungsadvokat.

— Dörfler, Rath und Doktor.

— Erckert, Königl. Anspachischer Quartirmeister.

Herr

Herr Gabriel, Konrektor.
— Goßinger.
— Knab, Kommissionssekretair.
— Löffel, Postsekretair.
— Modrach, Kammerrath.
— Oertel, Adjunktus.
— Raab, Coll. Tert.
— Rössel, Kantor.
— v. Schlammersdorf, Landshauptmann.
— Schöpfel, Sekretär.
— Tieling, Ad. Reg.
— Tieling, Ad. Reg.
— Walz, Syndikus.
— Weinl, Stadtvogt.
— Wernlein, Lehrer an der Real-Schule.
— Weismann, Dr.

Nidernhall.

— Beier, Pfarrer.

Nordheim.

Freyherr von Stein, Kammerherr.

Nürnberg.

Herr von Merz.
— Christian von Merz.
— Thon, Stiftskonsulent.

Obernzenn.

Freyherr von Seckendorf, Ritterrath.
Herr Wüstner, Pfarrer.

Oerin-

Oeringen.

Herr von Maiersbach, Kammerjunker und Lieutenant. 2 Exempl.

Ostheim v. d. Rhön.

— Schüler, Gerichtsverwalter.

Pommersfelden.

— Zucker, Pfarrer.

Poppenreuth.

— Bezzel, Pfarrer.

Prichsenstadt.

— Ebenauer, Kommerzkomiß.
— Künzel.
— Plempel, Stadtschreiber.

Rappershausen.

— Kämpf, Pfarrer.

Römhild.

— Berger, Diakonus.
Freyherr v. Beulwiz, Forstmeister.
Herr Gruner, Rath.
— Güttich, Rath und Doktor.
— Güttich, Amtssekretair.
— Grötzner, Hofadvokat.
— Kircher, C. Iür.
— Rippel, Obereinnehmer.
— Wagenseil, Kommerzienrath.
— Wölfing, Hofagent und Kaufmann.
— Zizmann, Bürgermeister.

Rüg-

Rügland.

Frau von Crailsheim, geb. v. Wizleben.

Herr Baron von Crailsheim.

— Vetter, Amtmann.

Schwebheim.

— Crusius, Pfarrer.

— Pfort, Amtsverweser.

Schweinfurt.

— Keller, Gastgeber zur schwarzen Krähe.

Die Lesegesellschaft das.

— Riedel, Königlich Preusischer Komerz-Kommissarius und privilegirter Buchhändler. 2 Exempl.

Schweinshaupten.

— Rudolf, Pfarrer und Mag.

Sommerhausen.

— Stadelman Limpurg = Rechterl. Hofrat zu Sommerhausen.

— Leopold v. Zobel.

— Schneider, Rath und Amtman.

Markt Steft.

— Feuerlein, Kommerzienrath.

— Lampert, Kommerz. Rath.

— Schwarz, Weinhändler.

Stuttgardt.

— v. Seckendorf, Reg. Rath.

Themar.

— Schultes, Kommissionsrath und Amtmann.

Herr

Herr Sternberger, Hofadvokat und Stadtsyndikus.

Trautskirchen.

-- Amman, Amtsverwalter.
-- Detter, Vikarius.

Uehlfeld.

— Beckert, St. E.

Uffenheim.

-- Jung, Kammerrath.
-- Meyer, Sekretair.
-- Scherzer, Rektor.

Unternzenn.

-- von Seckendorf, K. K. wirklicher Kämmerer und General-Feldwachtmeister.
— Dörfler, Sekretair.

Untersimau bei Coburg.

— von Köniz, Kammerherr.
— von Speßhard.

Virnsperg.

— Jäger, Obervogt.

Walchenfeld.

— Beyer, Amtsverwalter.

Wald.

-- von Falkenhausen.

Westenfeld.

-- Schenck, Pfarrer.

West=

Westheim.

Herr Feiler, Pfarrer.

Wetzhausen.

— Heil, M. u. Pfarrer.

Wilhermsdorf.

— Heim, Amtman.
— Richter, Konsulent.

Winterhausen.

— Raschke, Amts-Schultheis.

Wönfort.

— Griensehsen, Amtmann.
— Schmidhammer, Amtsschreiber.

Zeilizheim.

— Henn, Amtsschreiber.
— Kreß, Amtmann.
— Lembser, Pfarrer.

Unter den Menschen herscht, im Ganzen genommen, eine allgemeine, vollkomne Gleichheit. Wir alle haben, so wi wir dise Erde bewonen, gleichen Stand, gleiche Vorzüge, gleiche Rechte, gleiche Bestimmung.

Der Stand, den wir alle gemein haben, ist der erhabne Stand der Menschheit; ein Stand, der uns über alle übrige Geschöpfe emporhebt. Schon der Bau unsers Körpers zeichnet uns vor allen übrigen Kreaturen aus; alle Geschöpfe beugt ir Bau zur Erde nider; der Mensch allein wandelt unter inen mit aufgerichtetem Körper und zum

Himmel gehobnem Haupt. Di Züge seines Gesichts, das Ebenmas seiner Glidmasen, geben ihm eine vorzügliche Würde und stellen ihn als das Urbild irdischer Vollkommenheit dar. Der Gliderbau seines Körpers ist in eine solche harmonische Ordnung zusammengefügt, mit so vilen Gelenken versehen und so bigsam, daß er zu allen Arten von Bewegungen, zu allen Künsten und Arbeiten geschikt ist. Alle Tire haben nur eine inen eigne Fertigkeit, di si vor den übrigen Tiren auszeichnet; in dem Menschen aber sind alle Anlagen zu allen disen Fertigkeiten gleichsam vereinigt; es gehört nur Gelegenheit, Forderung der Natur und Uibung dazu, um alle Geschöpfe zu übertreffen. Selbst da, wo di Fäigkeiten, Fertigkeiten und Kräfte des Körpers nicht zureichen, ist di Kunst ihm behülflich.

Di Kunst aber ist nicht blos körperliche Geschiklichkeit, nicht blos mechanische Anwendung der Kräfte, si sezt, um zu irem Zwek zu gelangen, Mitel voraus, di ir di Erfindungskraft an di Hand gibt. Dise Kraft aber ligt in den Organen des Körpers so wenig, als der Bewegungstrib der Ur in ir selbst ligt; es ist eine weit höere Kraft in uns, di di Kräfte des Körpers in Bewegung sezt, di Kraft der Vernunft, di di hoe Eigenschaft unsrer Sele ist.

Wir haben also nicht blos einen geschikten, wolgebildeten, mechanischen Körper, der wi ein Tribwerk sich bewegt, oder sich nach dem Zug des natürlichen Instinkts lenkt; sondern einen Körper, den ein Geist, eine vernünftige Sele bewont. Das ist der eigentliche grose erhabne Vorzug des Men-

schen, und auch disen Vorzug haben alle Menschen gemein.

Durch das Licht der Vernunft sehen wir di Gegenstände, di uns umgeben, in einer ganz andern Gestalt, als di übrigen Geschöpfe, denen dises Licht felt. Di Tire folgen dem blinden Trib irer Natur; Gefül des Bedürfnises ist inen Gesez, es mag befridigt werden auf welche Art es will. Di ganze Schöpfung, in der si wandeln, ist inen ein dunkles Tal, wo nichts in ire Augen leuchtet, als was inen Genus gewärt, wo ire Sinne nichts reizt, als was zur Befridigung derselben dint. Der durch Vernunft erleuchtete Mensch siet di Welt mit hellern Augen an. Der weite grose Umfang der Schöpfung ligt, so weit di Sonne ihn bescheint, ihm in einem hellern Glanz

vor Augen. Er kan ieden Reiz, iede Schönheit der Natur fülen, kan di Süsigkeit der Früchte mit freier Wal kosten, kan seine Oren an den Kören der Wälder weiden, di Wolgerüche der Blumen schmeken und ieden erlaubten Trib natürlicher Gefüle befridigen; aber diser Vorzug würde noch ser unvollkommen und klein seyn, wenn di Vernunft das Dunkel der Sinne nicht erhellte. Di Vernunft zeigt ihm bei seinem Genus Mas und Wal. Di Vernunft gibt seinen Empfindungen erst diienige Richtung, di der Empfänglichkeit wert ist. Di Vernunft läst ihn nicht nur di Gegenstände anschauen, fülen und genisen, sondern si lert ihn auch Begrife daraus samlen; si zeigt ihm den Unterschid zwischen dem, was gut und bös ist; si begleitet ihn in di Gesellschaft der Welt, lert ihn den waren Gebrauch der

Freundschaft und der Libe; si begleitet ihn in di Werkstätte seiner Berufsgeschäfte, lert ihn den zwekmäsigen Gebrauch der Mitel und seiner Kräfte; si lert ihn das Zil und di Schranken seiner Vergnügungen; erinert ihn an di Erhaltung seiner Gesundheit; si leitet ihn zum Nachdenken über di Folgen und Ursachen der Dinge, und — was das erhabenste, edelste ist — si fürt ihn zurük zum ersten Urheber seines Daseyns und alles dessen, was um ihn her ist. Di Vernunft ist also der erhabenste Vorzug für di Menschheit, und disen Vorzug haben alle Menschen gemein.

So haben wir auch alle gleiche Rechte. Vermöge der Existenz, di wir vom Schöpfer erhilten, haben wir das Recht zu leben, für di Erhaltung unsers Lebens bedacht zu

seyn,

seyn, und zu diser Absicht uns aller Mitel zu bedinen, di di Natur, das gesellschaftliche Leben, und unser eignes Vermögen uns darbidet. Wir haben das Recht, alles von uns abzuwenden, was unsre Rue, unsre Wolfart, unsre Gesundheit stört, was unser Leben in Gefar sezt. Wir haben nicht nur das Recht, uns im ungestörten Besiz unsers Daseyns zu erhalten, sondern auch den Genus desselben uns angenem zu machen; iedes erlaubte Vergnügen zu suchen, und alle Unannemlichkeiten, alle Uibel, alle Leiden, so vil als möglich, von uns zu entfernen; uns alle Lasten, alle Beschwerlichkeiten, so ser zu versüsen und zu erleichtern, als es sich mit unsrer Wolfart, mit unsern Umständen und Absichten verträgt und alle Kräfte für di Betribsamkeit unsers Wolstands in Tätigkeit zu sezen. Jede Beleidigung ist

eine Störung unsrer Rue, ieder Eingrif in unser Eigentum, iede Schmälerung der Vorteile, di aus unserm Gewerbstand flisen, iede Verminderung unsers guten Rufs ist eine Kränkung unsrer Wolfart; wir dürfen uns aller erlaubten Mitel dagegen bedinen; ieder Anfall auf unser Leben ist eine Auffoderung zum Kampf, wir dürfen zur Erhaltung desselben alle Waffen gebrauchen, wo wir nicht ausweichen könuen; und wo unsre eignen Kräfte zur Selbsthülfe nicht zureichen, oder wo di Geseze uns den Gebrauch derselben verbiden, dürfen wir Ansprüche auf di Hülfe des Richters, auf den Schuz und Beistand des Regenten machen, zu dessen Tribunal alle ein ofner Weg fürt; und so haben alle Menschen gleiche Rechte.

Das Zil, so für uns aufgestekt ist, ist

das

das Zil der Glükseligkeit, das Zil, so allen vor Augen ligt, welches alle erreichen können. Reichtümer der Erde, irdische Vergnügungen, Vorzüge des Standes können eben sowol di stärksten Hindernise, als di mächtigsten Hülfsmitel dazu werden. Wir alle kennen Menschen, di beim Uiberflus an Reichtümern, auf dem Gipfel der Hoheit, im Taumel von Vergnügungen unzufriden und folglich unglüklich sind; di ware Glükseligkeit besteht nur in irer Rue und Zufridenheit, nur weiser Gebrauch der Kräfte und der Mitel läst uns, bei unserm Streben darnach, zu disem Zil allein gelangen. Unsre Wünsche können auf diser Welt nicht alle befridigt werden, si erstreken sich ienseits des Ufers der Zeit über di Grenzen des gegenwärtigen Lebens hinaus und erfüllen uns mit Hofnungen einer vollkomnern

Glükseligkeit, deren Daüer nimals aufhört. Di Glükseligkeit also, wozu wir bestimt sind, kan ein ieder one Ausname erreichen und in disem Betracht ist eine vollkomne Gleichheit unter den Menschen. Aber hir — ist di Grenzlinie von Gleichheit; alles was auser derselben ligt, ist Ungleichheit und beides ist doch zur Vollkommenheit des Ganzen notwendig.

Unter diser allgemeinen Bestimmung, daß wir als vernünftige Mitglider der menschlichen Gesellschaft auf alle Rechte und Vorzüge derselben Ansprüche zu machen haben, erscheinen wir auf diser Welt. In den ersten Jaren unsers Daseyns sind wir uns alle noch am änlichsten an Schwachheit, an Hülfsbedürftigkeit und — weinen ist unsre allgemeine Sprache, durch deren Ausdruk wir

unsre Bedürfnise zu erkennen geben. Jemer wir ins gesellschaftliche Leben eintretten, desto mer entwikelt sich unser Körper in seinem Wachstum, in seiner Ausbildung und in seiner Kraft und Geschiklichkeit, unsre Sele in iren Neigungen, Einsichten und Erkentnisen und unsre Umstände in iren Verhältnisen und Schiksalen. Jeder Schrit, den wir in der Welt tun, ist ein Schrit der Verschidenheit in Rüksicht andrer, di mit uns auf der Ban des Lebens zugleich wandeln, und erst durch di gröste Ungleichheit entsteht Gleichheit und Harmonie des Ganzen.

In der Welt ist nichts, — nichts gleich. — Vom Sonnenstäubchen bis zu unserm Weltkörper ist eine Stufenreie von Dingen; vom unsichtbaren Insekt bis zum ungeheuern Elefanten

fanten — eine Reie von Tiren; vom afrikanischen Kafer bis zum ausgebildeten Europäer, vom Urang Outang bis zum erhabnen Weltweisen — eine Reie von vernünftigen Geschöpfen, — di alle, entweder an Entstehungsart, oder an Stof und Form, oder an Nuzen und Bestimmung, oder an Wert und Beschaffenheit, und überhaupt in iren Eigenschaften unterschiden sind. Jedes Ding in der Welt hat seine besondre Art, seine besondre Bestimmung, seine besondern Merkmale, wodurch es von andern unterschiden wird.

Wir bleiben beim Menschen stehen. Wi verschiden ist nicht Gestalt und Bildung an den vernünftigen Bewonern der Erde! und wi verschiden ist nicht der Erfolg davon! So vil Menschen auf der Erde leben, ist

und

und war keiner iemals dem andern an Figur und Gesichtsbildung gleich. Hätten di Menschen alle einerlei Gestalt, einerlei Grösse und einerlei Gesichtszüge, würde dises Einerlei Grund zu unaussprechlichem Mißvergnügen, Ekel und Unordnung seyn. Ein ieder säe dann seine Figur in der Figur des andern. Der Tugendhafte müste einen beständigen Verdruß und Ekel empfinden, wenn er di minder tugendhaften, oft nidrigen Handlungen seiner Mitbrüder säe und in iren Gesichtszügen sein Bildnis, wi im getreuesten Spigel, erblikte; es würde Mißvergnügen in ihm erweken, vor der Welt zu erscheinen, weil er für jeden Nichtswürdigen könnte angesehen, weil ihm jedes Bubenstük eines andern könte untergeschoben werden. Bei Gerechtsamen könten andre an di Stelle tretten und bei Straffällen könte

te man den Unschuldigen ergreifen. So gros auch di Einförmigkeit eines Krigsheers ist, so kan man doch, ob si gleich einerlei Uniform tragen, und jede Kompagnie, Man für Man, von einerlei Gröse ist, immer noch jeden durch seine Gesichtszüge unterscheiden. Welche Unordnung würde nicht daraus entstehen, wenn dises nicht wäre! Wi wolte man Tapferkeit, Verdinst und gutes Betragen belonen? wi Ungehorsam und Uibeltaten bestrafen, wenn man keinen von dem andern unterscheiden könte?

Das menschliche Leben verlör unendlich vil von seiner Annemlichkeit; wir würden durch den ewigen Anblik unsers Ichs in iedem fremden, oft noch dazu, wegen seiner widrigen Verhältnise mit uns, für uns gehäßigen Gegenstand, uns selbst zuwider werden. Zum wenigsten würden wir lange

das Vergnügen, die Annemlichkeit nicht empfinden, di uns di Manchfaltigkeit gewärt. Wenn wir ein und ebendasselbe Gemälde alle Tage vor uns sehen, so wird es uns gewönlich; wenn wir aber eine ganze Galerie vor uns haben, so ziet immer eins wider unsre Augen auf sich, so gehen wir von einem Gegenstand zum andern über und wir finden immer neue Reize. Wenn dise Manchfaltigkeit nicht wäre, gliche di Welt einem Garten, wo entweder lauter Disteln, lauter Dornen, lauter Veilchen, lauter Rosen oder lauter Narzyßen stünden. Ein iedes von disem Einerlei würde unsern Blik ermüden und dises Leben unendlich vile Reize und Anmut verliren. So aber ist dise Erde ein Garten, wo iede Art von Blumen blüet, wo iede Verschidenheit von Farben sich unsern Augen darstellt.

Der

Der Nuzen und di wichtigen Folgen diser Verschidenheit wird bald einleuchtender, wenn wir di Menschen auf di Schaubüne begleiten, wo di Hand des Schiksals inen oft ein Los erteilt, das inen unter einer andern Gestalt nicht zugefallen wäre. Wi vile eheliche Verbindungen schlisen sich nicht durch di äusern Reize der Schönheit, di oft Herzen auf ewig aneinander feßeln, di einander sonst ni würden bemerkt oder gefunden haben. Oft blüet eine Rose im Staub der Nidrigkeit auf dem dürftigen Boden der Armut! — ein reicher Jüngling widmet si schon als Knospe für seinen Besiz. So bemerkt mancher vorübergehende Reiche di sanften Reize eines armen Mädchens, ziet si hervor aus dem Staub des Elends, macht si zu seiner Gatin, zur Besizerin seines Herzens und seiner Güter, und das arme in

Lum-

Lumpen blüende Mädchen prangt nun als Dame in glänzendem Aufzug. So gelangt mancher Jüngling durch seine gute Bildung zu Glük und Ehren; seine Gesichtszüge nemen ieden für ihn ein, dem er unter di Augen trit, er empfilt sich dadurch bei Reichen und Vornemen, man gibt ihm überall Merkmale der Gunst, befördert überall sein Glük und er legt auf solche Art oft einzig und allein durch dise körperlichen Vorzüge den Grund zu seiner künftigen Wolfart. Ein Bauer, der nichts gelernt hat, als das Feld zu bauen und dessen ganzes Glük vielleicht darin bestanden wäre, als Knecht seines Nachbarn in einem leinenen Kitel hinter dem Pflug zu gehen, wird durch den vorzüglichen grosen Wuchs seines Körpers der Trabant eines Fürsten, oder komt unter di Leibgarde eines Königs; und

dem Zwerg, den di Natur in allen Teilen seines Körpers so verkürzt hat, daß er selbst untüchtig zu einem ihm nüzlichen Gewerb ist, gibt di neugirige Welt, so wi dem Risen, in dessen Körperbau di Natur zu verschwendrisch war, immer noch so vil, als er zu seinem Unterhalt braucht, wenn si ihn nur sehen darf.

Es gibt aber auch Menschen, deren Bildung so häßlich ist, deren Gesichtszüge so auffallend widrig sind, daß iedes Aug auf den ersten Blik sich wider von inen wendet, daß es schwer fällt bis si Eingang und Empfelung finden. Und doch ist dises Glük oft dauerhafter, als das Glük der Günstlinge der schönen Natur, weil der Mangel an äusern Vollkommenheiten oft durch den höern innern Wert ersezt wird.

So unparteisch handelt di Natur an der Menschheit. Si hat di Schönheit des Körpers nicht an äusere Vorzüge des Reichtums und der Hoheit gebunden, wo si mit aller Kunst gesucht, gepflegt und erhöet wird, und wo si oft um viles Geld erkauft würde; nein! si hat si one Ansehen der Person unter ire Söne und Töchter verteilt, si mögen in Strohütten wonen, oder in Pallästen.

Jeder Stand hat seine verschidnen Figuren an Schönheit und Gestalt. Ein ieder kan, so weit es seine Verhältnise nur imer leiden, nach Geschmak wälen; und selbst das gehört mit zur Harmonie des Ganzen und gereicht der menschlichen Gesellschaft in der Manchfaltigkeit irer Verbindungen zum Vorteil, daß der Geschmak verschiden ist.

Der eine hat seine Freude an einer weisen Haut mit rosenroten oder karmsinroten Wangen, der andre an einer Brůnette und ein driter an einem blaßen Leichengesicht; dem einen gefållt eine Habichtsnase, dem andern ein Stumpfnåschen; dem ein schwarzes und ienem ein blondes Har; den einen bezaubert ein blaues Aug, den andern ein Par Kirschenaugen. Diser hat seine Herzenslust an einem vollen Busen, jener an einem schlanken Wuchs; den entzůkt eine schőne Hand, jenen ein zirlicher Fus. Der eine umarmt gern vil Fleisch, der andre hat seine Lust an einem hagern Gerip. Selbst di Krůpel gehen nicht leer aus: Der Lame und der Hőkrichte, di Schilende und di Krőpfichte, alle finden ire Libhaber. Selbst der Blinde findet noch eine zårtliche Freundin, di ihn ůber den Steg fůrt.

So

So verbreitet sich vom Krüpel bis zur vollkomnen ausgewachsnen Figur des Menschen, vom häßlichsten bis zum reizendsten Bild menschlicher Schönheit, vom Zwerg bis zum Risen eine Manchfaltigkeit von Schattirungen und Gestalten, di di Menschen in mancherlei oft wunderbare Verbindungen sezt und dem Ganzen der menschlichen Gesellschaft ein Kolorit des Zusammenhangs gibt, das dem Aug des Beobachters Ehrfurcht gegen di Weisheit des Schöpfers einflöst. So gros auch di Ungleichheit ist, so vil Gleichheit erwächst oft daraus, durch Folgen, Nuzen und Verbindungen, und wer noch Ursache zu haben glaubt, über dise Ungleichheit zu murren, der mus über den Schöpfer murren, der dise Einrichtung gemacht und dise Modele geschaffen hat, oder gegen di Natur, di di Bildung gibt.

 Eben

Eben so gibt es auch verschidne Anlagen und Fäigkeiten, di einen vor dem andern auszeichnen. Di Natur teilt ire Gaben auf mancherlei Art aus, dem einen gibt si vil dem andern wenig. Mancher ist von der Natur so reichlich bedacht, daß er in allem, was ihm vorkomt, eine besondre Geschiklichkeit zeigt; und mancher so verwarlost, daß er auch bei den fleisigsten Bemůungen, bei aller Anstrengung seiner Kräfte kaum zu den gemeinsten Geschäften tůchtig ist. Dise Anlagen und Fähigkeiten zeigen sich oft schon in der frůesten Jugend; oft siet man schon im Knaben oder Jüngling den kůnftigen Man. Iemer dise Anlagen entwikelt werden, zu desto grösern Fäigkeiten wachsen si an und iemer dise in Uibung gebracht werden, desto gröser werden di Fertigkeiten und Geschiklichkeiten. Wir dürfen nur einmal mit dem Geist

diser

diser Beobachtung uns in den Schulen und Werkstätten umsehen und di Kinder in iren Erholungsstunden aufsuchen und beobachten: — Welch eine Verschidenheit an Fäigkeiten und Anlagen zeigen sich da nicht so wol am Körper, als an der Sele! Gedächtnis, Beurteilungskraft, Sitlichkeit, Munterkeit, anhaltender Fleis, Geschiklichkeit, Bigsamkeit, Ausharren; — alle dise Vorzüge und Merkmale guter Anlagen erscheinen da in irem verschidnen Licht und aus diser Gattung empfängt einst der Staat seine nüzlichsten Glider: aus diser Gattung trit einst der tapfere Held hervor, der weise Staatsman, der hinreißende Redner und einnemende Lerer, der kluge Arzt, der glänzende Virtuos, der geschikte Künstler, der arbeitsame Professionist und der geduldige ausharrende Akersman. Dumheit, Roheit,

Schläfrigkeit, Starrsin, Bosheit, Faulheit, Mangel an Gaben des Verstandes und Gedächtnises, Ungelerigkeit und Ungeschiklichkeit sind di auszeichnenden Merkmale der andern Gattung; — Von diser Gattung hat der Staat sich künftig wenig zu versprechen. Doch wi von der ersten Gattung einer und der andre zuweilen ausartet, so hebt sich auch hir einer und der andre zu einer beßern Vollkommenheit empor; so wi Glük und Mißgeschik di Menschen in einem andern Stand und in einer andern Gestalt aufzustellen pflegt, als si würklich besizen, oder als si auf dem Weg der Natur und Ordnung würden gefunden haben. Würden nur nicht so vile gute natürliche Anlagen und Fäigkeiten auser Augen gesezt, und iunge Leute zu irem eignen Nachteil sowol, als zum Schaden der menschlichen Gesellschaft,

nicht zu etwas anderm angefürt, als wozu si tüchtig sind! — Wi zeigen sich nicht erst in den Jaren der Manheit noch Anlagen, di im Früling der Jare in irer Blüte abfilen! wi erscheinen zuweilen da nicht noch mancherlei Fäigkeiten, di wärend einer andern Berufsbestimmung in inen schlumerten. Dise Anlagen und Fäigkeiten erscheinen selbst in den hörn Jaren oft noch mit solcher Stärke, daß si dem ganzen Geschäfts- und Gewerbstand eines Mannes eine andre Form geben. Zur Zeit, wo man seinem eignen Willen überlassen ist, wo di Einsichten nicht mer unter einem elenden Zwang schmachten, reißt sich mancher noch von einem Beruf los, zu dem er sich nicht bestimt fült, folgt dem Ruf der Natur und vertauscht seine gewönlichen Geschäfte mit denienigen, wozu ihn seine Fäigkeiten An-

leitung geben und verfertigt Arbeiten, di an di Vollkommenheiten der Meisterstüke hinreichen. Bemerkung des Talents, Aufmunterung und Unterweisung, Unterstüzung und Lenkung guter Anlagen würde manchen zum grosen Künstler und Meister gebildet haben, der mit seinen Händen geringe Arbeiten schlendert. Und sebst alsdann, wenn das Genie erst noch spät aus den Schranken des Zwangs sich hinausdrängt und aus eignem Antrib seinen freien Gang wandelt, übertrift es noch di, so durch vile Unterweisung durch langen Fleis und müsame Uibung nur einen mitelmäsigen Grad ires Entzweks erreicht haben. Di Natur ruft uns gleichsam selbst zu unserm Stand und zu unsrer Bestimmung. Si gibt di Anlage und Fäigkeiten her, di guten müsen

al=

also gehörig beobachtet und zwekmäsig geleitet, di schlechten hingegen verbessert werden.

Di Anlagen mögen indeß beschaffen seyn, wi si wollen, so können si doch in all irer Verschidenheit brauchbar für den Staat werden. Eben darum sind si so verschiden ausgeteilt, damit jede Raum und Gelegenheit für ire Wirksamkeit findet.

Wem di Natur starke Kräfte des Körpers verlien hat, den fürt si zum Ambos, oder in andre Werkstäten, di vorzügliche Stärke erfordern; wen si mit künstlichen und geschikten Fingern versehn hat, dem gibt si di Ur, den Grabstichel, oder den Pinsel in di Hand, und wen si mit vorzüglichen Kräften des Geistes ausgerüstet hat, vor dem öfnet si das weite Feld der

Wissenschaften und der Filosofie, stellt ihm di Ursachen, Gründe und Folgen der Dinge vor seine Augen, daß er sich Kenntnise und Warheiten draus samle, und der Welt zum Nuzen anwende. Wem si Kraft und Gesundheit geschenkt hat, Sturm und Wetter zu trozen, den macht si zum Furman oder Schiffer, wer bei eben disen Vorzügen des Körpers di Winde, di Gestirne und den Kompas studirt hat, den sezt si als Steuerman auf den ersten Posten im Schif, und wer eben so dauerhafte Kräfte des Geistes bei einem gesunden Körper besizt, kan durch si zum hoen Posten eines Staatsministers und Gesandten tüchtig werden. Wems vor seinen körperlichen Augen nicht schwindelt, taugt zum Schiferdeker und schwingt sich one Bedenken ums Dach des Münsters zu Strasburg und, wessen

sen Geist den Schwindel nicht hat, besteigt mutig di Stuffen der Ehre bis zum höchsten Gipfel hinan. Talente und Trib der Natur spornen ihn bis zum Premierminister und General en Chef. Wer di Anlage hat, di Reiche der Natur zu durchforschen, sucht Kräuter und Würzeln aus den dunkelsten Tälern und Wäldern hervor, bringt den Magnet und den Diamant ans Licht, durchwandelt di Racen der Menschen und di Geschlechter der Tire mit eben dem Vergnügen, mit eben der Leichtigkeit, womit ein andrer eine Gartengesellschaft besucht, eine Pattie Billard oder Lomber spilt. Mit eben dem Forschungsgeist, womit der Bergman den Schach ausmißt, steigt der Astronom bis zu den Sfären hinauf, berechnet di Verhältnise und den Gang der Gestirne und zeigt iren woltätigen Einflus

auf

auf unsre Erde. So verschiden sind di Anlagen der Menschen; So gros di Verschidenheit in irer Entwiklung! Si sind um so nüzlicher, steigen um so höer, iemer si gebildet werden.

Von dem dümsten unter den Menschen, dessen Verstand so schwach und dunkel ist, daß er kaum di einfachsten Warheiten fassen kan, bis zum grösten Genie, das, mit einem hellen durchdringenden Blik, di entferntesten Warheiten durchschaut, und in seiner Sele sich neue Welten schaft, gibt es unzälige Arten von Fäigkeiten und Talenten, di alle iren Grund in gewißen Anlagen haben. Aber alle dise Anlagen sind verschiden, so wi di Organe nicht nur, sondern auch di ganze Einrichtung der Natur eines ieden Menschen verschiden ist.

One Anbau und Ausbildung sind di Anlagen der Menschen nichtige Vorzüge und Eigenschaften, di iren Nuzen verliren und ire Absicht verfelen; Es sind Pflanzen, di verwarlost verwelken, Bäume, di wild aufwachsen und keine Früchte tragen.

Es gibt ganze Menschenklassen, wo dise Anlagen fast ganz vernachläßigt, wo si höchstens nur in so weit angebaut werden, als zum dringendsten Bedürfnis erforderlich ist. Ein Haufe solcher Menschen gleicht einem Garten, der keinen Gärtner hat, er verwildert und trägt nach und nach weder Früchte noch Blumen; Oder es ist eine Wüste, wo alles wild durcheinander wächst, wo ieder gute Keim erstikt wird und keine Früchte gedeien.

Wem

Wem leuchtet hir das Glük unsrer Staaten nicht in di Augen, wo für di Bearbeitung eines ieden Menschen gesorgt ist? Welche Anstalten sind nicht für di Ausbildung desselben gemacht! Jede Anlage, iede Fäigkeit wird sorgfältig bearbeitet und kan sich entwikeln; iede erworbne Fertigkeit, iede erlangte Geschiklichkeit findet Gelegenheit zur Anwendung; iedes Talent, iedes Genie kan sich in seinem Glanz und in seiner Kraft zeigen.

Ob nun gleich Anlagen, Fäigkeiten und Talente, dise herrliche Gaben der Natur, uns gleichsam den Fingerzeig zu unsrer Bestimmung geben, so zeigt doch di Erfarung aus häufigen Beispilen, daß di Menschen oft gerade dise Bestimmung verfelen, und solche Geschäfte treiben, solche Aemter be-

gleiten, wozu si keine Anlage und Talente haben. Besiztümer, Erziung, Verhältnise und tausend zufällige Begebenheiten geben der Bestimmung des Weltbürgers oft eine ganz andere Richtung, als di Anlagen der Natur ihm anweisen; wer nun aber über di Schranken seiner Fäigkeiten hinausschreitet, stört di Ordnung des Ganzen und di Wolfart der bürgerlichen Welt. Es ist also Pflicht für jedes Mitglid der menschlichen Gesellschaft, in den Schranken zu bleiben, welche ihm di Natur durch das Mas der ihm zugeteilten Kräfte anweist. Si hat eben deswegen solche so ungleich ausgeteilt, damit ein ieder Stand seine Arbeiter bekomt! und eben di grose Verschidenheit gibt einem jeden Gelegenheit, seine Kräfte und Talente anzuwenden, si mögen so gros, oder so klein seyn, als si wollen.

Den stärksten Einflus aber auf unsre Bestimmung haben di Neigungen und in so fern si mit unsern Fäigkeiten und Talenten in guter Vereinigung stehen, füren si uns allemal auf dem besten und geradesten Weg zum Zil. Si haben dabei auch den stärksten Einflus auf das Ganze des bürgerlichen Zusammenhangs; denn unsre Anlagen und Fäigkeiten würden immer noch nicht alle Stände ausfüllen, wenn nicht noch besonders di grose Verschidenheit der Neigungen hinzukäme, welche di Menschen in alle Stände hintreibt.

Unsre Neigungen bestehen in der Uibereinstimmung unserer Empfindungen, sind der verborgne Zug unserer Natur. Si äusern sich bei allen Gegenständen, di uns vorkommen durch Wolgefallen, oder Miß-

fallen und versteken sich hinter di Gleichgültigkeit. Alles was einen Reiz, einen Wert für uns hat, ziet unsre Neigung auf sich. Unsre Neigungen sind daher so zufällig und manchfaltig, als di Dinge, so uns umgeben. Wenn auch manche Sachen keinen Reiz, keinen Wert in unsern Augen hätten, so ist oft schon der Beifall andrer und das Vorurteil hinreichend genug, unsre Neigung dafür zu erweken. Hingegen sind andrer Seits unsre Neigungen auch so besonders und uns allein eigen, daß si öfters den Neigungen andrer völlig entgegengesezt sind und wir in solchen Dingen einen Reiz und Wert finden, worin andre solchen nicht suchen. Nichts ist erspritslicher für di Menschheit, als dise Verschidenheit. Es wäre nicht gut, wenn wir alle einerlei Neigungen hätten: unser Glük, unsre Rue, unsre

Zufridenheit würde zu ser darunter leiden, ewige Streitigkeiten würden daraus erwachsen. Je weiter sich also unsre Neigungen von einander entfernen, desto glüklicher sind wir, und ie näer si zusammen kommen, desto unglüklicher. Der Beweis von diser Warheit ligt uns täglich vor Augen, sowol in der kleinen, als in der grosen Welt. Bei Kindern trägt es sich gemeiniglich zu, daß ire Neigungen auf einen und ebendenselben Gegenstand fallen. Ire junge Selen sind mit den Gegenständen noch nicht bekant, kennen den Wert der Dinge noch nicht, den inen das übereinstimmende Urteil der Welt gibt; ire Neigungen haben noch keine Bestimmung, sind noch nicht bevestigt; Was inen in di Augen fällt, das verlangen si, und si wollen gemeiniglich das, was andre wollen. Ein Kind bekomt ein Stekenpferd,

sogleich verlangt das andre es auch; man entschädigt das andre durch eine Trommel, sogleich wirft ienes sein Stekenpferd weg und will di Trommel. Was für Lermen und Geschrei entsteht oft nicht über solche Kleinigkeiten! Können si ausgeglichen und ire Neigungen von einander entfernt werden, dann sind beide erfreut, one daß das andre in seinem Besiz gestört wird; ereignet sich aber der Fall, daß si mit iren Neigungen auf einem Ding beharren, so verliren si oft beides, bis ire Neigungen durch den Verlust sich berichtigen und ein iedes wider nach dem seinigen langt. Dises ist der Fall der auch in der grösern Welt sich täglich ereignet und der Grund zu Mißhelligkeiten, Proceßen, Trennungen und ewigen Feindschaften wird. Wi oft trägt sichs nicht zu, daß zwei eben dise Wise, eben

disen Aker, eben dises Haus wollen. Ganze Familien werden oft durch ewigen Haß und Feindschaft getrent, wenn bei Erbschaften merere ein Stük Hausrat oder eine Kleinodie besizen wollen und mit irer Neigung zugleich darauf beharren; alle Ausgleichung kan si nicht befridigen. Wenn di Neigung zweier Libhaber auf einen Gegenstand abzilt, erwächst oft Unzufridenheit und tausenderlei Folgen daraus, di das Glük und di Rue der übrigen Lebenstage stören. Wi heilsam ist hir nicht di Verschidenheit der Neigungen! Wi gut, wenn der eine gegen eine Sache gleichgültig seyn kan, worein der andre einen Wert sezt! Wi heilsam also auch der Mäsigung bei unsern verschidnen Neigungen selbst! Dise Warheit wird um so einleuchtender, ie höer der Grad ist, worin wir Neigungen erbliken, ie hef-

tiger und anhaltender si erscheinen, ie mer si zur Leidenschaft übergehen! Wenn si iren höchsten Grad erreichen, gleichen si einem Meerstrudel, der alles in sich verschlingt. Je heftiger also Leidenschaften sind, desto weniger können solche merere zugleich besizen, one daß nicht di gröste Zerrüttung daraus entstehen solte.

Wir haben nach der alten Rechnung der moralischen Beobachter des Herzens drei Hauptleidenschaften: Geldgeiz, Wollust und Ehrgeiz. Alle übrige Leidenschaften sind nur Modifikationen von disen und sind inen untergeordnet, wachsen aus disen hervor, wi di Sproßen aus dem Baum. So bald di Neigungen heftig werden, gehen si zur Leidenschaft über: Leidenschaften sind also ein hoer Grad von Neigungen und eine

Hauptleidenschaft der höchste Grad derselben: in ir vereinigen sich gleichsam alle Neigungen auf einen Punkt. Das Centrum der Hauptleidenschaften, wenn wir si unter einem Namen begreifen wollen, ist höchste Begirde nach Besiz und Genuß: Di höchste Begirde, Reichtümer zu besizen, Ehre zu haben, Vergnügungen zu genisen. Da nun iedes diser Güter von dem andern seine Opfer verlangt, kan gegen iedes derselben di Begirde nicht gleich gros seyn, sondern eins davon mus den Vorzug haben und diienige Leidenschaft erweken, welcher di andern zu Gebot stehen. Weil nun iedes von disen Gütern durch den verschidnen Hang der Menschen zum Vorrang vor den andern gelangt ist, verdint auch iedes unter eine Hauptleidenschaft gebracht zu werden. Wenn nun aber alle Menschen eine

von disen Hauptleidenschaften mit einander gemein hätten, würden di Absichten, di Wünsche und das Streben aller auf einem und eben disem Punkt zusammen kommen. Ob das der menschlichen Gesellschaft erspris- lich wäre, wird einem ieden leicht in di Augen leuchten, wenn wir di Gemälde davon selbst werden betrachtet haben.

Der Geizige ist der Nidrigste, sein Bild das Häßlichste. Ich will es zuerst aufstellen, damit es uns bald wider aus den Augen komt.

Der Geizige sucht nichts als Geld zu samlen, Geld zälen ist seine einzige Freude und Beschäftigung, di Vermerung seines Reichtums seine einzige Sorge. Seine Geldkiste ist der Altar, dem alle Welt ire Opfer

bringen mus. Sein Mammon ist der elende Got, der ihm des Nachts keine Rue gewärt und des Tags keine Freude. Wenn es zu verdauen wäre, oder di Verdauung doppelt so vil brächte, würde das Geld seine tägliche Kost seyn, di er mit äuserster Begirde verschluken würde; so aber läßt er sich Eßen und Trinken nur dann schmeken, wenn er bei andern speist; Auf seinen Tisch kommen nur wenig und schlechte Speisen, und hat er einen Gast, zält er ihm ieden Bißen in den Mund. Seine Stube ist im Winter kalt, wi di Stube der Armut, der schwache Schein eines dampfenden Lichts brent des Nachts vor seinen Rechnungsbüchern. Leiet er Gelder aus, so mus es auf Wucher und di Hypothek zehenmal sovil wert seyn; one Hypothek hilft er auch dem würdigsten nicht auf; den Armen weist er mit

Schmäworten von sich und mus er ihm geben, geschiet es mit Schimpfen und Grämen. Seine Kleider trägt er, bis si am Leib vermodern, dann erst verkauft er si noch an den Papirmacher oder Juden. Er kauft nur das, was am wolfeilsten ist, es sey noch so schlecht; wer ihm am wolfeilsten arbeitet, ist ihm der beste Meister und di Schule, so am wenigsten kostet, di rechte Schule für seine Kinder; seinen Dinstboten, wenn er welche halten mus, gibt er nicht sat zu eßen, damit si nicht krank, oder übermütig werden, aber Arbeiten genug. Wo er kan, zwakt er inen am Lon ab und bei dem geringsten Versehen schikt er si mit Zurükbehaltung des Lons unter der Zeit fort. Freundschaft, Tugend, Gewißen und Religion, alles ist ihm um Geld feil. Jeder Betrug ist ihm ein Mittel der Klugheit seinen Reichtum zu verme=

meren. Er scheut kein Laster, wenn es seine Geldbegirde befridigt; er wird, wenn es drauf ankomt, Dib und Mörder.

Welch ein Unglük wäre es für di menschliche Gesellschaft, wenn dise nidrige Leidenschaft bei allen gleichherschend wäre, wenn alle Welt von einem solchen Geiz regirt würde! Alle gesellige Tugenden müsten aufhören. Keine Traue würde unter den Menschen seyn, ieder würde den andern zu betrügen und zu vervorteilen suchen. Keiner würde für sein Eigentum gesichert seyn, ieder würde den andern berauben und bestelen. Jeder würde, wenn er seinen Gewinst dabei zu finden wüßte, das Glük des andern stören. Der Arme würde in seinem Elend verschmachten und der Bedrängte keine Hülfe finden. Di Einträglichkeit des

Gelds

Gelds würde für iedes Laster ein Privilegium seyn. Wer um Lon arbeiten mus, würde darben und hungern müsen und keiner würde seines Lebens fro werden. Alle gesellige Freuden würden aus diser Welt verbant seyn. Di Süsigkeiten der Freundschaft und Libe würde man nicht kennen, keiner würde mit dem andern in Vertraulichkeit leben, weil er würde fürchten müsen, seine Vertraulichkeit möchte um Geld verkauft werden. Selbst di unschuldigsten Vergnügungen würden ungenoßen bleiben, wenn si einigen Aufwand erforderten. Mit finstrer Mine würden di Menschen einander begegnen und einer den andern in seinen Besiztümern beneiden und verfolgen. In irem Umgang und in iren Zusammenkünften würden ire eigennüzige Absichten lauter Veranlaßungen zu Streit und Zank erwe-

ken.

ken. Keine Sicherheit würde seyn: iedem würde das Leben des andern um Geld feil seyn. Vile Stände, vile Profeßionen, vile Künste, würden gar nicht bekant seyn, denn der Geizige braucht nichts, als was zur äuserſten Notdurft gehört. Di besten Gaben der Natur würden ungenoßen bleiben; denn der Geizige trinkt keinen guten Wein und ißt keine gute Speise, wenn er dafür bezalen mus; oder würden si genossen, so würde si ieder allein genisen wollen und keinem andern etwas davon gönnen. Di Münze würde nur in so fern im Gang seyn, um di Kisten damit zu füllen, und doch würde überall Geldmangel seyn.

Das Bild des Wollüstigen erscheint in einer reizendern Gestalt; aber ob es das Bild ist, nach dessen Muster sich di Menschen

schen formen sollen, wird sich zeigen, wenn wir es genau betrachtet haben. Di ganze Natur ist ein reizender Schauplaz des Vergnügens, unsre ganze Natur ist zur Empfänglichkeit des Vergnügens eingerichtet, der vernünftige, måsige Genuß ist uns auch erlaubt. Aber der Wollüstige schreitet über di Schranken der Måsigkeit hinaus: Vergnügen ist ihm Befridigung ieder Begirde und dise Befridigung sein ganzer Beruf auf Erden, der einzige Zwek seines Daseyns. Stat di Güter der Erde zu seinem Vergnügen måsig zu genisen, schwelgt er im Uiberflus. Nichts ist ihm zu teuer, was seinen Gaumen kizelt, iede Lust, iede Begirde mus befridigt werden, es koste, was es will. Sein ganzes Leben ist Verschwendung und Uippigkeit, er taumelt von einer ausschweifenden Freude zur andern über.

In den Stunden der Arbeit überläßt er seine von Wollust ermatteten Glider dem erquikenden Schlaf und in den Stunden der Rue und der Mitternacht schwelgt er. Di Stunden der Muse sind ihm Ekel, er weis sich solche durch nichts zu verkürzen, als durch Nachsinnen auf neue Eitelkeiten auf neue Ergözungen. Er ist freigebig, aber selbst dise Tugend ist bei ihm Verschwendung.

Enthält etwa dises Gemälde mer erspriesliches für di menschliche Gesellschaft? Wenn alles nur den Ausschweifungen und dem Vergnügen leben wolte, wer solte das Feld bauen? wer di Werkstäten der Arbeit versehen? Wo kämen die Werke der Kunst und Wissenschaften hin, di so vil Anstrengung erfordern? Wo bliben di Früchte des

menschlichen Geistes, wenn iede Nerve in Wollust erschlafte? Di Felder müsten brach ligen bleiben, di Gewerbe stille stehen, alle Betribsamkeit aufhören. Alle Früchte, di di Natur durch ire eigne Arbeit hervortreibt, würden für den Genuß kaum zureichen. In den Städten müsten beständige Bälle und auf den Dörfern beständige Kirmsen seyn. Wo blib di häusliche Glükseligkeit, di doch zu den wären Freuden des Lebens gehört, wenn ieder seinen Begirden nachiagte? Di gesellschaftliche Ordnung würde bald aufhören, wenn di Menschen nur in Ergözlichkeiten, Wollust und Müßiggang lebten; man würde nichts als leere Werkstäten und volle Spitäler sehen.

So wi dise beide Gemälde einen natürlichen Ekel und Abscheu in uns erregen müs-

sen, so können wir den Widerwillen bei der Betrachtung des Ehrgeizes ebenfalls nicht bergen. Das Bild desselben ist auffallend und beleidigend für bescheidne Augen. Es unterscheidet sich von Ehrlibe und warer Ehrbegirde durch di abstechendsten Farben. Di Ehrlibe erscheint in der einfachen prunklosen Gestalt des rechtschafnen Mannes; si ist das redliche und sorgfältige Bemüen, stets ehrlich und gut zu handeln und dadurch seinen ehrlichen Namen und guten Ruf zu verwaren; in seinen Worten findet man keinen Betrug, keine Niderträchtigkeit in seinen Unternemungen; Warheit, Tugend, Fleis und Aufrichtigkeit sind di kunstlosen Züge, di ihn karakterisiren. Di Ehrbegirde erscheint in einer glänzendern Gestalt, aber immer auch mit dem Karakter eines ehrlichen Mannes. Si zeigt sich im

Streben und Ringen nach grosen Taten, auch mit Anstrengung aller Kräfte, mit Aufopferung mancher Vorteile, troz aller Gefaren, Beschwerden und Widerwärtigkeiten. Rum ist dem ehrbegirigen nicht gleichgültig, aber er sucht ihn im Verdinst und edlen Handlungen. Ganz anders handelt der Ehrgeizige. Er sucht seine Ehre in äusern Vorzügen. Ein Stern, ein Ordensband, ein Titel, ein Vorrang, welches di eigentlichen Kenzeichen des Verdinsts sind, spannen di Ideen des Ehrgeizigen zu einer lächerlichen Höe des Geistes und der Einbildung, von der er mit Verachtung auf andre niderblikt. Keiner kan ihm Ehre genug erweisen, keiner sich tif genug vor ihm beugen. Di nidrigsten Schmeicheleien, di der verdinstvolle Man verachtet, und gegen welche der Bescheidne schamrot wird, sind

seinen Oren eine reizende Melodie schuldiger Ehrfurcht. Ein Wort, eine Mine kan ihn beleidigen, wenn er glaubt, es vertrage sich nicht mit seiner Würde und mit seinem Ansehen. Der Ehrgeizige sucht seine Ehre im äusern Schimmer, er sucht nur das zu scheinen, was er nicht ist, sucht nur zu glänzen und es andern an Aufwand zuvorzutun. Gibt der eine eine Malzeit von 12 Kouverten, so gibt der andre schon eine von 20. läßt der eine seine Kutsche mit silbernen Bändern versehen, so läßt der andre schon seine ganze Kutsche damit beschlagen 2c. Selbst im nidern Stand zeigt sich dise Eitelkeit des Ehrgeizes auf eben dise Art. Trägt der eine ein par silberne Schnallen, trägt der andre schon eine Ur und ein silber beschlagenes Ror und ein dritter läßt sich auch di Weste mit silbernen

Knö-

Knöpfen besezen. Trägt das eine Mädgen eine silberne Spange an der Brust, läßt si das andre schon mit einer goldnen besezen. Stat daß der Bauer seine Ehre in der Verbeßerung seines Feldbaues, der Handwerksman in der Verbolkomnung seines Gewerbs und seiner Arbeiten, der Handelsman im Betrib seiner Waren und Geschäfte und di übrigen Stände ire Ehre und iren Rum in Verdinsten suchen solten, suchen si ihn, von falschem Ehrgeiz geblendet, in nichtigen Vorzügen. Ein schönes Pferd, eine glänzende Kutsche, ein neumodisches Band, eine hohe Frisur sind oft der ganze Vorzug des Ehrgeizigen. Je unwissender der Ehrgeizige ist, desto höer ist oft seine Einbildung, sein Stolz zeigt sich in ieder Mine und Geberde; doch — ie reicher er ist, desto gegründeter ist sein Stolz, denn

alsdenn besizt er doch eine Menge goldner und silberner Münzen, worauf das Bildnis groser Könige und Fürsten geprägt ist, di di allgemeine Achtung verdinen.

Doch hir will ich stille stehen und fragen; ist wol dise Leidenschaft des Ehrgeizes das Urbild moralischer Vollkommenheit, di Quelle menschlicher Glükseligkeit und das Muster der allgemeinen Nachamung? Ja! Ehrlibe ist das gröste Beförderungsmitel dazu, Ehrbegirde di stärkste Tribfeder zu edlen und grosen Handlungen, di iren woltätigen Einflus oft über den ganzen Staat verbreiten. Di erste mus allen Menschen eigen seyn, di zweite aber kan nur in grosen Selen Plaz finden. Es gibt Selen, di dises hoen Tribs nicht fäig sind und di Allgemeinheit desselben wäre dem Staat

nicht

nicht einmal nüzlich, so wenig es in der Natur näzlich wäre, wenn, stat aller übrigen Gesträuche und Bäume, nur lauter hoe Eichen wüchsen; geringe und nidre Stände, di nur Fleis und mäsige Gaben, oft nur körperliche Kräfte erfordern, bei deren getreuen Anwendung aber ein jeder noch ein ehrlibender Man seyn kan, bliben dann leer, ein ieder würde sich in di höere Sfäre hinauf schwingen wollen. Weit nachteiligere Wirkungen aber hätte der Ehrgeiz, wenn er das alleinige Tribrad menschlicher Handlungen wäre. Jeder würde di geringern Stände verachten, one di Fäigkeiten zu haben, einem höern vorzustehen. Di Tribräder unzälig nüzlicher Geschäfte würden stille stehen, selbst in den höern Ständen würde keiner nach den Verdinsten trachten, di si erfordern, sondern nur di äusern

Vorzüge zu erlangen suchen, di si gewären. Keiner würde dem andern Ehre genug erweisen können. Niderträchtige Schmeicheleien würde man als di alleinige Würdigkeit bei Gunstbezeugungen und Beförderungen ansehen. Jeder würde dem andern seine Ehre zu schmälern, sein Ansehen zu rauben suchen, aus seiner Würde ihn zu heben sich bemüen. Kein Geld würde zureichen, allen den Aufwand zu bestreiten, der zu den eingebildeten Vorzügen des Glanzes und der Eitelkeit gehört, worin einer den andern zu übertreffen sucht. Man würde von nichts als Titeln, Orden, Komplimenten, Streitigkeiten und Duellen hören und das ware Verdinst würde mit all seinem waren Glanz kaum durch den Nebel des Vorurteils vor dem Schimmer der Flitterehre hervorleuchten.

Wi nachteilig es für di menschliche Gesellschaft wäre, wenn alle Glider derselben nur einer von disen Leidenschaften allein ergeben wären, wird aus diser Schilderung deutlich genug erhellen. Es würde ein beständiges Streiten, ein beständiges Zusammenstosen auf einem und dem nemlichen Weg seyn. Di Verschidenheit aber knüpft si in das Band der Geselligkeit zusammen. Der Geizige läßt dem Ausschweifenden seine Vergnügungen, dem Ehrsüchtigen seine Ehre, wenn er nur seinen Gewinst dabei hat. Der Wollüstige bekümmert sich wenig um di Sorgen des Gewinsts, seine Vergnügungen sind ihm liber als Reichtümer; es ist ihm tausendmal liber, an dem Busen eines Mädchens di Rose der Libe zu pflüken, als unter Gefaren und Beschwerlichkeiten den Lorber der Ehre; ein weicher Sofa und eine Tafel mit lekerhaften

Speisen und Getränken hat weit mehr Reiz für ihn, als di raue Ban des Rums, er vergißt selbst di alltäglichen Vorzüge des Ehrgeizigen über di Befridigung seiner Begirden. Der Ehrbegirige hingegen verachtet di Weichlichkeit, er opfert der Rumbegirde alle Vergnügungen auf. Der Ehrgeizige scheut keinen Aufwand, um vor der Welt zu schimmern und zu glänzen und füllt dafür gerne di Kisten der Gewinsucht. Auf solche Weise hindert keiner den andern, vilmer ist ein ieder, um seine eigne Absichten zu erreichen, dem andern zur Befridigung der seinigen befördersich. Indeß wäre dise Verschidenheit noch ser unvollkommen, höchst nachteilig in iren Folgen und, im Ganzen genommen, minder heilsam für di Welt, wenn ein ieder di Leidenschaft von der Gattung, zu der er gehört,

 in

in gleich hoem Grad besäs. Di Hab- und Gewinsüchtigen müsten alle Beschwerden, so gering und drükend si wären, über sich nemen, dafür würden si alle Reichtümer an sich zien. Di Wollüstigen würden so lange schwelgen, bis Armut und Krankheit inen ein Verbot auferlegte. Di Ehrsucht würde nur nach lauter Heldentaten trachten; Der Ehrgeizige, der zu schwach, oder zu träg dazu wäre, würde doch scheinbare Vorzüge mit iedem Aufwand suchen; man würde ieden neben sich verachten und unterdrüken, es würden beständige Fehden und Krige seyn und der verdinstvolle Mann würde kaum mit seinen Ratschlägen gehört werden.

So aber erscheint dise Verschidenheit in einer ganz andern Gestalt. Di Grade derselben sind unendlich manchfaltig. Von

der

der vollen ausgezeichneten Karakteristik des Originals bis zu den feinsten, einfachen, verborgnen Zügen, wo das ganze Bild unter der Vermischung seiner verschidnen Schattirungen und Lineamenten sich in seiner Aenlichkeit verlirt, erscheint dise Verschidenheit in unzäligen Abwechslungen und Veränderungen. Was bei dem Original der Habsucht Geiz ist, wird bei den klugen Bürgern der Welt Achthaben auf das Seinige, weise Sparsamkeit; bei dem guten Hausvater: fleisige Berechnung seiner Ausgaben und Einnamen, Ordnung und Genauigkeit; bei dem Gewerbsman: unermüdeter Fleis, Nuzen aus seinem Narungsstand zu zien; bei dem Handelsman: kluge Sorgfalt, sich vor Verlust zu verwaren, sein Geld in einträglichem Umlauf zu erhalten; bei dem, der keine reiche Einnamen

hat:

hat: Behutsamkeit, di ieden Pfenning zurathält; bei dem Dürftigen: Aufmerksamkeit auf iede Gelegenheit, alle erlaubte Mittel aufzusuchen, di ihm Unterhalt verschaffen. Wenn der Wollüstige alle kostbare Stunden im Taumel von Lustbarkeiten verlirt, macht der weise Man eine gute Einteilung seiner Stunden, und widmet nur diienigen dem Vergnügen, di ihm von seinen Arbeiten übrig bleiben und zur Erholung nötig sind. Di Natur des Menschen ist zum Vergnügen eingerichtet und di Arten desselben sind unendlich verschiden: Di Annemlichkeiten der schönen Natur; di Ergözlichkeiten in der menschlichen Gesellschaft durch Tänze, Spile und Musik; di häusliche Glükseligkeit; di süsen Freuden der Freundschaft und Libe und tausend andre Freuden mer versüsen di Tage der

Menschen. Alle streben darnach; ieder Stand, ieder einzelne Mensch hat seine eigne Freuden und ieder genist si in verschidnem Mas und auf verschidne Art. Wenn den Rumbegirigen sein Eifer treibt, als wi das Roß di Sporn, wenn er kün und mutig in iede Gefar rent, wenn er auf der grosen Schaubüne der Welt, vor den Augen ganzer Nazionen nach jeder grosen Tat strebt, um seinen Namen glänzend und seinen Rum unsterblich zu machen; wenn der Verdinstvolle behutsam auf der Ban der Ehre fortwandelt, iede Gelegenheit ergreift, gros zu handeln, mit seinem Wert, mit seiner Gröse bekant, gleichgültig gegen Lob und Tadel; wenn der edle Man, mit seinem Bewustseyn zufriden, auch da gros handelt, wo di Welt ihn nicht bemerkt; wenn der Erhabne Edle di Ehrenbezeugungen,

gen; di glänzenden Merkmale der Ehre nur dazu braucht, seinen Taten, seinen Handlungen, seinen Absichten und Entwürfen desto mer Gewicht, Fortgang und Eindruk zu verschaffen; wenn der Ehrgeizige um den Vorrang streitet, one den andern an warer Gröse zu übertreffen, wenn er einen Titel sucht, one das Verdinst zu besizen, wenn er um einen Stern, um ein Ordensband sich bewirbt, one di Ban der Ehre betreten zu haben, worauf dise Kleinodien erlangt werden, wenn er mit einer Reie von Anen prangt, one in ire rümliche Fusstapfen einzutreten, di si ihm mit den Vorzügen ires Standes hinterlisen; wenn ein andrer seinen Vorzug in einem Zug schöner Pferde, in einem prächtigen Kleid, in einer köstlichen Tafel sucht; dann gibt das andere wider Stof und Veranlassung, an dem Rum,

dem Glanz und der Ehre diser bewunderten Gegenstände Teil zu nemen: Der Redner schreibt dann seinen Panegyrik auf di Taten des Helden, der Dichter seine Ode, um mit ihm zugleich vor der Welt bewundert zu werden; der Historiker zeichnet di grossen Taten und Verdinste in ein Buch, um seinen Namen mit dem Namen seines Gegenstands zu verewigen; der Satyriker stellt das Bild des Ehrgeizigen in der Karrikatür seiner Farben und Moden auf, um mit seinen bunten Gemälden vor den Augen der Welt zu glänzen. Der Maler, der Bildhauer stellt seine Denkmäler vor den Augen der Welt auf, um auch seinem Namen dadurch ein Denkmal zu errichten. Der Kaufmann sucht seine Ehre in vilen Wechseln und Bankozetteln, so wi im weiten Umfang seines Kredits; der Profeßionist in seinem

Meisterstük, oder wenn er Hofarbeiter, wenn er Zunftmeister wird, der Bauer, wenn er Schulz wird. Der Soldat sucht seine Ehre in seiner Tapferkeit und in seiner Montur, der Bedinte in seiner Livree und der Kutscher ist stolz auf seinem Bok. Jeder Stand hat seine Schranken, iede Gegend, iede Stadt, iedes Dorf, iedes Glid der menschlichen Gesellschaft seine besondern Begrife von Ehre. Auf dem Teater kan einer den Tartüf mit allem Anstand machen, sich Ehre und Beifall mit seiner Rolle erwerben, im gesellschaftlichen Leben würde er damit verachtet und verabscheut werden. Luftsprünge können auf dem Teater bewundert werden, auf einem Ball und auf der Straße würde es wider den Wolstand seyn. Auf dem Dorf kan der Bürgermeister seine Fur Mist in allen Ehren auf sei-

nen Aker füren, in einer Reichsstadt wäre es wider di Würde. In Spanien ist es eine Ehre, eine Brille auf der Nase ins Publikum zu tragen, in Teutschland würde man damit zum Gelächter werden. In Grichenland war es unschiklich, seine Gemalin zum Gastmal zu füren, in Rom hingegen war es eine Ehre, so wi es noch bei allen Europäern ist. Unter den alten Teutschen war es schimpflich vor dem 20sten Jar ein Weib erkant zu haben, unter den heutigen teutschen Jünglingen hat sich diser Punkt zimlich verändert; in Medien war es eine Schande, wenn eine Frau nicht fünf Männer hatte und unsre Europäerinnen gelangen nicht einmal alle zur Ehre, nur einen zu bekommen; bei den Sinesen schimpflich, Soldat zu seyn, bei uns hingegen ist der Militärstand di glänzende Ban

der Ehre und des Rums. Von dem, der seine Ehre darin suchte, Hirskörnchen durch ein kleines Loch zu werfen, bis zum Alexander, der sich für seine Eroberungen eine Brüke in den Mond wünschte; von dem, der müsige Zuschauer mit Seiltanzen belustigt, bis zu dem, der ganze Staaten beglükt, gibt es unendliche Stufen und Begrife von Ehre, worauf ieder einen Plaz für seine Grösse findet.

Diß wäre also das bunte Gemälde von Leidenschaften, aber lange noch nicht in dem Kolorit von Manchfaltigkeit, in dem Licht und Schatten, wi si in dem Herzen der Menschen wonen und seine Handlungen bestimmen; erst di Mischung der verschidnen Arten mit allen iren Graden zeigt di Menschheit in der Gestalt, worin si wirklich erscheint. Dise Leidenschaften sind so

durcheinander gewebt, daß es kaum sichtbar wird, welche di Oberhand hat. Der eine strebt deswegen nach dem Besiz viler Güter, um sich entweder den Weg zur Ehre desto leichter zu banen, oder seinen Hang zu Ergözlichkeiten und Vergnügungen dadurch zu befridigen; ein andrer sucht Vergnügungen, weil si ihm einträglich sind, oder mäsigt seine Ausschweifungen, weil seine Ehre darunter zu leiden scheint; ein dritter sucht Würden um der Vorteile willen, di si mit sich füren, oder gibt von seinem Rang und Ansehen etwas nach, um an gewissen Lustbarkeiten und Zeitvertreiben Teil zu nemen. Um eines verlornen Wechsels willen läßt der Millionär seinen armen Schuldner in Arrest bringen und zu der nemlichen Zeit gibt er einen eben so grosen für eine einzige schöne Nacht hin; um di Ehre zu haben,

das schönste Mädchen in der Stadt zu besizen, um einen reizenden Gegenstand des Vergnügens beständig vor Augen zu haben, wält der Reiche bei all seiner Gewinsucht di arme Schönheit und läßt einem Geizigern, oder Dürftigern das häßliche Bild mit einer Morgengabe von 100000 Talern; er lebt sparsam, trägt sich einfach, sucht ieden Profit, aber für seine Schönheit achtet er keinen Aufwand, den der prächtigste Schmuk und di glänzendsten Bälle kosten. Um sich Gärten und Lusthäuser zu bauen, holt der Kaufman di Reichtümer von Ost- und Westindien auf stürmischem Meer; er strebt nach iedem Gewinst! aber di Ehre zu haben, einem grosen König di Tobakspfeife anzuzünden, macht er einen Wechsel von 100000 Gulden zum Fidibus. Anfangs spilt der Virtuos, malt der Maler zum

Vergnügen; er wächst, seine Kunst wird bewundert — nun zeigt er sich schon, um Rum und Ehre einzuernden; der allgemeine Beifall muntert ihn zulezt auf, seinen Vorteil und seinen Unterhalt darin zu suchen. Der fleisige Handwerksman arbeitet nicht blos für sein Weib und seine Kinder, sondern auch für seine Vergnügungen und Zeitvertreibe, nicht blos für dise, sondern auch für Ehrentäge und künftige Zeiten. Der eine Handwerksbursch arbeitet, um zu samlen, der andre um sich gut zu kleiden, und der dritte, um seinen Wochenlon am Sonntag wider durchzubringen. Der Landman schwizt in der Hize des Sommers, um im Winter hinter dem Ofen zu schwizen; spart, um an der Kirmes zu verschwenden. Uiberall durchkreuzen sich di Leidenschaften der Menschen und vereinigen sich in der wun-

derbarsten Mischung. Selbst den Musenson treibt Ehre, Vergnügen und Gewin zu seinen Studien, selbst dise Leidenschaften steken ihm das Zil für seine Bemüungen, und so wi di eine, oder andre näer auf ihn wirkt, wird ihm sein Zil gröser oder kleiner, näer oder ferner und so, wi si ihn treiben, eilt er mit schnellern, oder langsamern Schritten auf seiner Laufban fort. Wenn auch gleich di Hauptabsicht eines guten Schriftstellers ist, der Welt zu nuzen, so verlirt doch das beste Produkt seines Geistes und seine edelste Gesinnung dabei nichts von irem Wert, wenn Rum, Vergnügen und Gewin ihm di Feder in di Hand gaben. Dise Mischung von Leidenschaften erscheint in iedem Stand bei grosen und kleinen, bei erhabnen und nidrigen Handlungen. Di Ehrbegirde konte den Kolumb eben sowol

nach Amerika gefürt haben, als di Hofnung zu künftigem Gewin und Vergnügen. Nicht blos Zwek der Erbauung, auch Rumbegirde macht den Prediger zum grosen Redner. Di edelsten Handlungen, der rümlichste Eifer, wird oft durch Absichten der Ehre, des Gewins oder des Vergnügens erzeugt, so wi di unbedeutendsten und verworfensten. Auch Gewin und Vergnügen können Woltäter und Beglüker des Menschengeschlechts auf di Ban der Ehre füren, auch Ehrbegirde kan den Menschenfreund zum Vergnügen des Woltuns reizen. Der Luftschiffer schwingt sich auf den Flügeln der Habsucht sowol, als der Rumbegirde über di Wolken hinauf. Und so verbindet auch di Hure im Bordelhaus den Vorteil mit irer Lust.

Di Welt gleicht einer Messe. Wir sehen di Menschen da auf einem Tag mit all der wunderbaren Mischung von Neigungen und Leidenschaften gleichsam im Kleinen beisammen. Stolz, Eitelkeit, Vergnügen und Gewinsucht erscheinen in unendlicher Abwechslung. Von Städten und Dörfern erscheinen Menschen, entweder sich zu ergözen, oder sich sehen zu laßen, oder zu gewinnen, oder mit vereinten Absichten. Der eine verkauft, der andre kauft. So vile hundert Artikel von Waaren vorhanden sind, so ist doch fast keiner, der nicht seine Libhaber findet. Der Neigungen sind hir so vile, als der Köpfe im Gewimmel. Was der eine durch Handel gewint, verlirt der andre in einem Spil. Di eine Gesellschaft weidet ire Augen an den Gegenständen, di andre erlustigt sich bei Tanz und Wein.

Hir kauft einer einen Staatswagen, dort ein andrer einen Schubkarn. Der eine kauft eine Garnitur kleine, der andre grose Schnallen, diser einen dreiekigen, iener einen runden Hut. Das eine Mädchen wält sich ein rotes, das andre ein blaues Band. Der Marktschreier verkündigt seinen Rum, der Seiltänzer zeigt sich in seiner Kunst, und di Heldentaten, das Verdinst, di grosen und edlen Handlungen, der Schimmer und di Würde zeigen sich in der Komödie in irem Glanz und in irer Ehre.

So ist das Leben und Weben der Menschen auf dem ganzen Schauplaz der Erde beschaffen. Di Leidenschaften sind di Springfedern, di ire Kräfte in Bewegung sezen und der einzige Bestimmungsgrund der Wal bei den unzäligen Gegenständen, welche di

Natur, di Kunst und di politische Verfassung vor unsern Augen aufdekt. Vernunft, Religion, Erziung, Verhältnise, Zufall und äusere Umstände geben inen erst Form und Richtung. Jede Modifikation von Leidenschaften wird unter dem Namen Neigung begrifen. Dise Neigungen sind so verschiden, als di Menschen. In der ersten Kindheit schlummern si im Wesen der Menschheit, so bald aber di sinlichen Gegenstände anfangen, Eindrüke zu machen, werden si rege und zeigen sich in iren ersten Keimen. Si wachsen, verändern sich, zeichnen sich vor andern aus und nemen nach und nach eine besondre Richtung an. Dise besondre Richtung bestimt den Menschen zu seinem künftigen Stand. So fürt di verborgne Hand der Natur einen ieden unvermerkt an seinen Beruf

und

und fällt durch di grose Verschidenheit von Neigungen alle Stände mit Menschen an, so daß iedes Geschäft, iedes Gewerb seine Arbeiter findet; denn so verschiden di Stände in der Welt sind, so verschiden sind di Neigungen der Menschen, und eben das ist es, was das Ganze der menschlichen Gesellschaft in seinem Zusammenhang erhält. Eben dise verschidne Neigungen der Menschen, sind gleichsam di Tribfedern, wornach sich di Maschine des Staats in harmonischer Ordnung bewegt.

So wi unsre Neigungen uns an unsre Bestimmung füren, so geschiet doch solches unter ser verschidnen und ganz besondern Einschränkungen. Armut und Reichtum, hoer und nidriger Stand, gute und schlechte Erziung, der Umgang mit der Welt und

ire Beispile, Freunde und Verwandte, alles hat Einflus auf di Neigung und Bestimmung des Weltbürgers. Unsere Umstände und unsere Verhältnise sind gleichsam di Atmosfäre, in der wir leben und di iren ganz besondern Einflus auf unsre Bestimmung hat. Jeder hat auch seinen eignen Horizont, worauf sich seine iedesmalige Umstände einschränken, der sich mit ieder Lage des Lebens verändert, der bei dem einen kleiner bei dem andern gröser ist. Was in disem Umkrais vor uns da ligt, bestimt den Gebrauch unserer Kräfte und folglich auch unsern künftigen Stand. Was nae vor unsern Augen ligt, womit wir täglich umgehen, was mit uns gleichsam aufwächst, das bekomt durch di lange Gewonheit einen besondern Wert für uns: daher di Neigung zu einem gewissen Berufsstand, zu gewissen

Besiztümern, zu gewissen Personen, zu einem gewissen Ort, und folglich auch das, was man Libe zum Vaterland nent. So wi aber dise Gegenstände, di uns umgeben, iren Reiz, iren Wert für uns verliren, uns minder günstig scheinen, ia wol gar unsern Absichten entgegen laufen, wenn wir in di Welt weiter hineintretten, mit andern uns günstigern Gegenständen bekant werden, den vorzuglichern Wert derselben bemerken, den Drang unsrer Kräfte und Neigungen stärker dazu fülen, vorteilhaftere Gelegenheiten finden; — Dann erst verändern sich unsre Neigungen und Entschlüße, und wir tretten in einen neuen Wirkungskrais. Unser Bedürfnis und unsre Wolfart ist der Mittelpunkt, von dem wir in unserm iedesmaligen Wirkungskrais ausgehen und auf den wir alles zurükfüren. Dabei ist aber das

Betragen der Menschen ser verschiden: di meisten sind mit dem zufriden, was inen zunächst vor den Augen ligt, und di Kurzsichtigen bemerken oft kaum das, wenn si nicht dran stosen. Andre krigen aus Nachlässigkeit und Trägheit untätig in der Spanne ires Zirkels herum, als wi di Schneke am Rangen, und wider andre hingegen sind aufmerksam auf ieden Gegenstand, der si umgibt, nichts ist inen gleichgültig, was iren Augen sich darstellt, si untersuchen und gebrauchen alles, was in irem Wirkungskrais ligt; manche achten alle Müe nicht, hoe Berge zu übersteigen, um ire Aussichten zu erweitern und grose Selen schwingen sich auf Adlersflügeln weit über den gewönlichen Wirkungskrais hinaus.

Um von diser Warheit recht einleuchtend

über=

überzeugt zu werden, wollen wir einmal di Welt, so wi si ist, uns näer vör Augen stellen, wollen di Menschen in den verschidnen Verhältnisen betrachten, unter welchen si in di Geschäfte der Welt eintretten und wollen so mit inen di verschidnen Stände durchwandern.

Jeder hat seine Atmosfäre und seinen Horizont, hab ich gesagt, und will es nun durch Beispile beweisen. Das erste sei der Bauer auf dem Land. Ihn freut nichts, als sein Aker, seine Wisen, seine Ställe und seine Scheunen. Schon in seiner frūesten Jugend geht er mit seinem Vater ins Pflügen, ins Mäen und ins Heumachen. Als Knabe treibt er di Ochsen, oder reitet er di Pferde auf di Weide. Wenn di Schuliare überstanden sind, trit er geradezu in

di

di ländlichen Geschäfte mit ein und ist dann fertig für seine Bedürfnise und für di künftige ganze Bestimmung seines Lebens. Di Ku bringt ihm sein Kalb, das Mutterpferd sein Füllen, di Felder tragen ihm sein Getraid und seine Früchte. Nichts hat Reiz für ihn, als ländliche Freuden, ländliche Sitten und Gewonheiten. Er schäzt nichts, als was in seinem ländlichen Zirkel ligt. Er kent weiter nichts und wünscht weiter nichts, als ländliches Glük. Selbst der arme Bauerniunge, der kein Eigentum, keinen Aker im Flur hat, fült eine solche Behaglichkeit, eine solche Anhänglichkeit am Dorfleben, daß er nach keinem andern Lebenskrais sich umsiet; er wünscht sich nichts mer, als der Knecht eines reichen Bauern zu werden oder eine Heerde zu weiden. Nur alsdenn, wenn er Erzälungen hört, oder list, wenn

er durch Reichtümer und Verhältnise, durch Aufmunterung seiner Lerer weitere Einsichten faßt, andere Neigungen fült, oder durch eignen Trib, durch eigne Fäigkeiten über seine eigentümliche Sfäre hinausblikt — dann erst trit er zuweilen in einen andern Stand über. Aber immer bleibt der gröste Teil beim Pflug und ziet di Behaglichkeit seines Standes iedem andern vor. Durch dise Anhänglichkeit erhält das Feld stets Akerleute genug. Aus eben disem Gesichtspunkt, aus eben disem Antrib wünscht der Son des Pfarrers oder Amtmans sich meistens nichts mer, als den Dinst des einen, oder des andern, und studirt also entweder auf einen Pfarrer, oder auf einen Amtman; nur besondre Zufälle verändern den Plan seiner Bestimmung, nur besondre Umstände füren ihn in einen

andern Stand über, nur durch vorteilhafte Gelegenheiten, durch grose Talente schwingt sich der eine und der andre in eine erweiterte höhere Sfäre, so wi entgegengesezte Ursachen, Tribe und Absichten manchen in eine geringere einfüren.

In Städten, zumal wo der Landesher seine Residenz hat, von Ministern und Räthen, von Gesandten und Herschaften umgeben; in Städten, wo di Gelersamkeit iren Tempel hat, wo Lerer und Musensöne aus allen Gegenden zusammenkommen; in Städten, wo Künste und Handlung im Flor blüen, wo Fabriken und Gewerbe im Betrib und Gang sind, wo der Zusammenflus viler Menschen, viler Produkte und Narungskanäle ist; in Städten, di gröser oder kleiner sind, wo mer oder

minder Glanz sich verbreitet, wo Würden und Bedinungen in grösserer oder kleinerer Anzal erscheinen, wo mer, oder weniger Betribsamkeit sich zeigt, — ist der Umfang verhältnismäsig grösser, di Aussicht manchfaltiger, di Gelegenheiten zalreicher, als auf Dörfern. Indeß hat aber auch hir ein ieder seinen Horizont, auf den er sich onvermerkt einschränkt, es mag der Stand seines häuslichen Bezirks seyn, oder ein andrer Stand, dem er sich widmet. So vil auch hir der Wege sind, so sind si doch immer durch seine Umstände begrenzt und seine Wal ist nichts anders, als das Resultat seiner Neigungen und Fäigkeiten unter einer gewissen Einschränkung und Bestimmung. Der Son des Profeßionisten wächst in dem Gewerb seines Vaters auf, er ist täglich in seiner Werkstätte, wird täg-

lich

lich mit seinen Arbeiten bekanter, siet den Gebrauch der Werkzeuge und was damit verfertigt wird; er geht unterdeßen in di Schule, aber di Arbeiten des Geistes sind ihm für seinen Kopf zu anstrengend, di Arbeiten seines Vaters scheinen ihm leichter; sein Vater närt sich davon, er hoft, sich auch damit zu nären; di Leriare sind geschwinder herum, als di Jare des Studirens, dann kan er schon für seinen Nuzen arbeiten und bald sein eignes Gewerb anfangen; er eilt also geschwind aus der Schule in di Werkstätte seines Vaters, oder in eine andre, wohin Umstände und Neigung ihn füren; und eben das ist es, was di verschidnen Arten von Gewerben in irem Gang erhält. Keine Handirung ist so schwer, so ekelhaft, so gefärlich, di nicht durch Umgang, Gewonheit, Vorteile und Bedürf-

nis, Libhaber findet, welche eine Neigung dafür gewinnen und ire Narung darinnen suchen,

Di Handarbeiten sind dem Son des Kaufmanns zu beschwerlich, das Feld der Wissenschaften zu weitläuftig, di Ban der Gelersamkeit zu rau, di Ernde zu dürftig, oder zu ungewis und zu weitaußsehend; di Handlung seines Vaters bringt sichern Gewin, so wi di Waaren kommen, siet er schon di Vorteile, di si eintragen; er siet von Jugend an nichts, als Kauf und Handel, einen beständigen Ab- und Zuflus von Waaren, eine beständige Rollirung von klingender Münze; Papire von grosem Wert, di Reichtümer, das Waarenlager, das Komtoir seines Vaters ist ihm interessanter und reizender, als Bibliotheken,

Studirstuben, Schulen und Werkstätten, er findet mer Geschmak an einem Wechsel oder Bankozetel von 1000 Thlr. als an der schönsten Ode aus dem Horaz, als an der schönsten Idylle des Virgils, reiner Profit ist ihm liber, als ungewisse Ehrenstellen. Der Umlauf diser Geschäfte ist der Zirkel, worin seine Sele ire ganze Form bekomt, auf deßen Mitelpunkt -- der in der Kaufmanssprache Profit heist -- sich alle seine Wünsche und Absichten konzentriren. -- Er wird ein Kaufmann.

Der Jüngling, der im Feld der Wissenschaften aufblüet, in der Sfäre der Gelersamkeit und des höern Standes erzogen wird, wird gemeiniglich ein Gefärde der Musen; seine ganze Sele wird nach und nach für si gestimt, sein Geist wird schon

in der frühen Jugend der Bildung überlaßen; so bald seine Organe zum Denken sich entwikeln, so bald seine Nerven einige Stärke gewonnen haben, werden sie schon durch allerlei Beschäftigungen des Betrachtens und Memorirens in Uibung gebracht und der jugendliche Geist durch Vorstellungen, Erzälungen und Aufgaben in Tätigkeit gesezt. So schwer dem zur Sinlichkeit geneigten Menschen anfänglich di Anstrengung seiner Selenkräfte fällt, so ser er gemeiniglich di Arbeiten des Geistes zu flien sucht, so ser auch mancher in den ersten Jaren des Unterrichts abgeschrekt wird, daß er so gar eine völlige Abneigung dagegen bekomt und jeden andern Stand, der seinen Geist weniger anstrengt, vorziet, auch selbst durch di schönsten Aussichten, durch di grösten Versprechungen nicht gewonnen werden kan,

 so

so gesellt sich doch bei vilen nach und nach eine Neigung zu seiner Bestimmung. Der iunge Musenson besucht seinen Vater oft in der Studirstube, siet ihn schreiben und lesen, bemerkt di Achtung di sein Vater für seine Bemüungen genist und di seinen Stand vor andern auszeichnet; an den Wißenschaften, wo von er täglich hört, an den Büchern, di das enthalten, was solche Vorteile gewärt, und di ihm von Jugend auf täglich vor Augen sind, findet er endlich selbst Geschmak und Freude, der Unterricht der Lerer bringt ihn immer weiter, er fängt an zu lesen, samlet sich Kentnise, mit den Kentnisen wächst seine Lust und — er studirt.

Ein Par gut geartete Kavalirs betrachten mit irem Hofmeister di Galerie irer

Anen: „Diser war ein Minister! — Je„ner ein Reichshofrath! — Jener ein Ge„sandte!“ — das freuet den Junker, der Trib zu den Wißenschaften fült; di Gesellschaft der Musen ist ihm nun noch einmal so wert; er verdoppelt seinen Fleis, um einst einen änlichen Posten zu begleiten. Der andre bewundert nur di, so Zeichen des Krigs an sich tragen, er list das Regiment, wo si gestanden, di Schlachten, di si mitmachten, di Taten, di si taten. — „Bravo! ruft er im Eifer des Drangs aus: „so will ichs auch machen.“ Sein Bruder streitet mit ihm um den Vorzug zwischen General und Minister; er fertigt ihn kurz ab und würde ihm wol handgreifliche Beweise vom Vorzug und Tapferkeit geben, wenn der Hofmeister nicht zugegen wäre. Der erste studirt, der andre wird Soldat.

Noch weit grösern Eindruk machen di lebendigen und anschaulichen Gegenstände bei dem Son des Maiors oder Generals. Schon in der Wige sind seine Oren an Trommel und Pfeife gewönt worden. Soldaten haben ihn gewigt und auf den Armen getragen; si waren in den früesten Jaren seine Spilkameraden. Beim Donner der Kanonen hüpfte er allemal vor Freuden in di Höe; das Musketenfeuer war ihm von Jugend auf reizender in seinen Augen, als das schönste Kunstfeuer, war ihm iederzeit der angenemste Akkord in seinen Oren; schon wi er im Orbis piktus an zu lernen fing, hat er Uniform getragen und das Exerciren verstanden; ihn freut nichts als ein schönes Regiment Soldaten und ein gutes Manöver, ein schönes Pferd ist ihm liber als ein reizendes Mädchen. Sein einziger Wunsch

ist Degen und Portepee, um damit aufzusizen und vor di Front zu reiten.

So formt Gewonheit, Erziung und Verhältnis unsre Neigung und fürt uns unvermerkt zu dem Zil unsrer Bestimmung.

Aber nicht alle gehen auf disem gewönlichen Weg an iren Beruf, und auch das hat seinen natürlichen Grund und ersprislichen Nuzen für di bürgerliche Gesellschaft; denn ob es gleich allgemein richtig ist, daß iede Pflanze auf irem Boden, unter irem einheimischen Klima am besten gedeit, so mißraten doch vile und, di auf anderm Boden verpflanzt, wachsen und gedeien oft um so beßer. Di Natur spilt oft wunderlich.

Es ist gar keine notwendige Folge, daß

der

der Son des Maiors oder Generals, der Son des Ministers, des Superintendenten, des Leibmedikus eben wider einen solchen Posten begleite, wenn er auch di Talente nicht dazu besizt; daß ieder Kaufmansson di Handlung lernen, ieder Handwerksson beim Handwerk bleiben und ieder Bauernson ein Landman werden mus. Di Erfarung lert das tägliche Gegenteil und ist di Abweichung so gros, daß ein ieder von disen oft in einen ganz andern Stand trit. Eben was bei dem einen gewönlicher Erfolg ist, zeigt sich bei dem andern in der Gegenwirkung, was bei dem einen Hindernis ist, wird bei dem andern Beförderungsmittel. Mancher trit eben deswegen aus seinem Stand aus, weil er zu bekant damit ist; der Gesichtspunkt, aus welchem er ihn betrachtet, ist gerade ein solcher, der

ihm

ihm dehselben verhaßt macht; er siet, so oft er ihn betrachtet, nichts, als das Widerwärtige davon, seine Abneigung wächst von Zeit zu Zeit. Jemer er Aufmunterung dazu erhält, desto mer Tadel und Ekel findet er daran. Auser der natürlichen Abneigung erzeugt solche oft nur ein Zufall, eine üble Begegnung, ein widriges Verhältnis, eine gewiße unangeneme Erinnerung und was sonst einen Einflus auf unser Herz und auf unsre Entschlüse hat. So wandern von Zeit zu Zeit vile unter wunderbarer Mischung unter mancher wechselseitiger Verteilung von einem Stand aus und treten in einen andern über. Hi und da blüet ein Genie im Dunkel der Nidrigkeit, wi das Veilchen im Tal, wi di Maienblume in der Wildnis; ieder Wirkungskrais ist ihm zu klein, seine natürlich guten

Einsichten, di mit iedem zunemenden Alter wachsen, sehen iedesmal darüber hinaus, aber ihm felt Reichtum und Erziung, er ist gezwungen mit einem geringern Stand zufriden zu seyn. Neben ihm arbeitet ein andrer sich aus dem Dunkel hervor, ein gutdenkender Lerer bemerkt und empfilt ihn, er findet Woltäter und Freunde, seine Armut spornt ihn an, sich eilends auf den Punkt der Selbsthülfe hinzuarbeiten, früzeitig betrit er di Hörsäle der hoen Schulen, dann di Stufen der Ehre und steigt schnell und hoch hinan. Der Vorneme Reiche hingegen, der oft alle Mittel in Händen hätte, sich zu einem brauchbaren Man für di Welt zu bilden und das Zil einer edlen Bestimmung auf sanften Rosenwegen zu erreichen, bleibt oft hinter ihm: Verzärtlung, frües Bewustseyn seines Reichtums und seiner

ner Vorzüge, falsche Genügsamkeit und üs=
brige Zufridenheit mit seinem Glük, dar=
auf gegründete Rechnungen für ein beque=
mes Leben in der Zukunft seines körperli=
chen Daseyns, Vergeßenheit diser seichten
Grundsäze und übler Gebrauch seiner Gü=
ter, Versäumnis seiner Stunden und Kräf=
te, Mangel an Nachdenken über di Pflicht
des Menschen: nicht seiner Gemächlichkeit,
nicht sich allein, sondern auch der Welt zu
leben; — alles dises läßt disen oft in Ar=
mut und Verachtung, oder wenigstens doch
in ein untätiges zwekloses Leben herabsin=
ken. So wi der Son des Vornemen bei
der besten Erziung oft ausartet und in An=
sehung seines künftigen Glüks sich auf di
grosen Vorzüge seiner Eltern und Ver=
wandten verläßt, so wi der Son eines man=
chen grosen Mannes di köstlichen Stunden

mut=

mutwillig verschwendet, durch deren weisen Gebrauch er seinem Vater gleich werden könte, in der Hofnung, daß das Ansehen desselben einmal schon Empfelung genug für ihn seyn werde; one daß einer oder der andre bedenkt, daß in gewißen Ständen nur eignes Verdinst zu Glük und Ehren fürt; so reißt sich hingegen mancher aus dem Stand der Roheit, oft one alle fremde Sorge und besondre Anweisung, heraus, bildet sich bei aller schlechten oder vernachläßigten Erziung seiner Eltern, oder auch als Waise, seinem eignen Gang überlaßen, selbst, und trit dagegen mit bescheidnen und behutsamen Schritten in di verfeinerte Welt, wi ein Fremdling in einer glänzenden Königsstadt, wo er sich bald durch di Vorzüge seines sitlichen Betragens und seiner ausgebreiteten Kentnise Wege genug zu seinem Glük bant.

Diß wäre also ein kurzer Umriß von der Ungleichheit und dem wirksamen Einflus der Neigungen auf unsre Bestimmung und von dem daraus entspringenden Veranlaßungen zur Ungleichheit der Stände, so wi si von den Umständen, Verhältnisen, Absichten und dem Betragen der Menschen bestimt wird. Wir wollen aber nun di verschidnen Stände selbst nach irer Beschaffenheit betrachten, wollen si teils einzeln, teils in irem Zusammenhang uns vor Augen stellen, und da si nicht immer di waren, di si iezt sind, sondern erst durch Aufhellung des Verstandes, durch Kultur und Verfeinerung der Sitten, durch Wißenschaften, Religion und Regirungsform das geworden sind, was si wirklich in unsern Tagen sind, so wollen wir auf iren warscheinlichen Ursprung zurükgehen und

einige Blike auf ire Geschichte werfen.

Der erste Stand, worin unsere Vorfaren, di Germanier, sich befanden, war der Stand der Roheit, so wi dis der Stand aller Europäer war. In disem Stand konte di vollkommenste Gleichheit unter den Menschen stat finden, weil inen da allen es an dem felte, was zum beßern Bedürfnis, zur zwekmäsigen Bequemlichkeit und zum waren Vergnügen gehört, was das Glük unser heutigen Verfaßung in den Europäischen Staaten ausmacht — weil keiner kein Eigentum hatte, sondern zu seinem Gebrauch und Genus wälte, was er erlangen konte, one gehörige Zubereitung und Bearbeitung. In disem roen Zustand befanden sich also ehemals alle Europäer; si wusten nichts von Profeßionen, Künsten und Handlung,

kanten keine Wißenschaften, keinen Unterschid und Vorzüge des Standes, weil si in keiner bürgerlichen Gesellschaft lebten und keine Staatsverfaßung hatten, keiner hatte dem andern etwas zu gebiden. Si lebten als Nomaden, zogen in Horden umher, und allenfalls war das Ansehen der väterlichen Gewalt alles, was einen Unterschid unter inen machte. Si wälten für sich und ire Herden eine belibige Gegend zu irem willkürlichen Aufenthalt und benuzten solche, so lange si konten, oder so lange es inen gefil; ire ganze Narung bestund in Eicheln, Wurzeln und wilden Früchten und in der Milch irer Herden. Si pflegten anfangs nicht einmal den Akerbau; selbst da si bekant damit wurden, konten nur Sklaven und Weiber dazu gezwungen werden. So wi aber ire Horden sich vergröserten, wälten si sich nach und nach

Oberhäupter, di ire Streitigkeiten schlichten und si gegen andre Horden schüzen und verteidigen musten. Wenn eine Horde mit der andern in Streit kam und si überwand, zwang si solche, das Feld zu bauen; eben das bewürkten Oberhäupter an iren Untergebenen. Durch disen Akerbau wurde das nüzlichste Geschäft für di Menschheit gestiftet. So ist es und so war es von ie her mit den Menschen: so lange si sich selbst und irer Barbarei überlaßen sind, sind di Fortschritte in irer Verbeßerung und Vervollkomnung selten, langsam und oft unmöglich, si müsen gelenkt, angespornt und oft sogar gezwungen werden, wenn si vollkomner werden sollen, es mus einer über si zu gebiden haben, der si auf den Punkt der Uibereinstimmung hinleitet, der ire Kräfte in Tätigkeit bringt und si zu einem gemein-

schaftlichen Entzwek verbindet. Freilich wurden di Felder anfangs nur unvollkommen gebaut, hatten keine Eigentümer und der Genus war gemeinschaftlich; aber dise woltätige Anstalt hatte doch den Nuzen, daß si sich an eine Gegend halten musten, woraus der Vorteil wider erwuchs, daß si sich allmälig dauerhaftere Hütten erbauen konten, als di beweglichen waren, di si sich bei irem veränderlichen Nomaden- oder Hordenleben aus Reisern, Baumrinden und Tirfellen erbauten. So wi es warscheinlich ist, daß der Anbau irer Hütten zu allerlei Erfindungen Anlaß gab, so ist auch überhaupt aus einleuchtenden Gründen zu glauben, daß der Akerbau und Krige zur Bildung und Vervollkomnung anfangs das meiste beitrugen. Di Krige haben si wenigstens aus der Trägheit aufgewekt,

wekt, si aufmerksam gemacht, inen wenigstens Gelegenheit an di Hand gegeben, auf allerlei Mittel zu irer Verteidigung zu denken und si auf solche Art auf allerlei Erfindungen geleitet, di ire Gegenwer erforderte; so konten inen überwundne Horden, durch manche auch noch so kleine Abweichungen von Sitten und Gebräuchen, zur Belerung bei Vergleichung mit den irigen, und zur Verbeßerung derselben gedint, so wi di verschidnen Werkzeuge andrer Horden inen manchen Weg zu neuen Erfindungen, oder wenigstens doch zur Nachamung konten gezeigt haben. Eben das muste der Akerbau tun. Ob si ihn gleich lange verachteten, so waren doch für diienigen Werkzeuge nötig, di ihn nachher bearbeiten musten. So mochte auch ir Anzug si nach und nach auf manche Einfälle gebracht ha-

ben. Was für Zufälle laßen sich nicht denken, di inen di vesten Materialien gaben, und wider was für andre Zufälle, bis gewiße Werkzeuge daraus wurden! Wi einfach, ro und unvollkommen werden solche anfangs nicht gewesen seyn! Vileicht brauchten si anfangs eben di Werkzeuge, di si zu irem Hüttenbau und zu iren Krigen brauchten, auch zur Schlachtung irer Tire und zu irem Akerbau, bis si solche nach und nach zwekmäsiger einrichteten! Wenigstens werden si nicht ser verschiden von einander gewesen seyn, denn der Mensch pflegt immer gern eine Sache von der andern zu kopiren. Wi vil Zeit und Veränderung wird nicht dazu gehört haben, bis ire Werkzeuge, ire Gerätschaften, ir Gewand, ire Wonungen, Form, Dauer, Vestigkeit und Brauchbarkeit erhilten. Wi vile Ver-

suche werden nicht gemacht worden seyn, bis ein Kleid, bis ein Säbel, bis ein Pflug, bis ein ordentliches Haus entstanden ist! Aber eins erzeugte das andre, um ein Stük zu verfertigen, muste das andre schon vorhanden seyn. Iemer di Bedürfnise anwuchsen, desto mer wuchsen di Erfindungen, ie gröser di Anzal der Erfindungen wurde, desto mer sonderten si sich von einander ab, und iemer si sich absonderten, desto gröser wurde ire Vollkommenheit. Durch dise Absonderung entstunden nach und nach all di verschidnen Profeßionen, di einander in di Hände und für einander arbeiten.

Das erste Mitel, wodurch einer dem andern seine Erfindungen mitteilte, war Tausch. Um den Tausch durch eine ge-

nauere Ausgleichung zu erleichtern, erfand man allmälig allgemeine Tauschmittel, auf di man einen bestimten Wert legte, und so entstund nach und nach di Münze, di anfänglich ser ro war und nur durch Form und Gröse sich von einander unterschid. Welche Verfeinerung der menschlichen Kunst gehörte nicht dazu, bis si den Stempel und das Gepräg erhilt! dise Mitel und Erfindungen, so wi di Vermerung der bearbeiteten Produkte, erzeugte endlich di Zweige der Handlung, di eine Nation an di andre anschlist und den grösten Einflus auf di Betribsamkeit und Wolfart der Staaten hat.

Durch das Eigentumsrecht, das sich längst durch fixe Wonungen und durch den Anbau der Felder, so wi nachher durch

Tausch

Tausch und Handel gründete und immer mer vestsezte, entstunden Streitigkeiten und aus den Streitigkeiten Beleidigungen; es wurden dahero Geseze notwendig, di das Oberhaupt gab, di aber im Anfang ser einfach und unvollkomen waren.

Das Vesthalten an einem Ort durch Einfürung des Akerbaus, di allmälige Absonderung der verschidnen Arbeiten, der dadurch notwendig gemachte Tausch hatte grosen Nuzen für di zu einer Gesellschaft verbundnen Menschen. Di Menschen wurden dadurch einander notwendiger gemacht, es entstund mer Geselligkeit und aus der Geselligkeit di geselligen Tugenden, di sich in gegenseitigen Gefälligkeiten äuserten. Der Karakter und di Sitten erhilten dadurch ire Richtung; es entstunden Begrife von Ehre

und

und Schande, von Tugend und Laster, von Sitlichkeit und Wolstand. Selbst ire Gebräuche und Vergnügungen formten sich nach irem geselligen Zustand und alles dises verschafte von Zeit zu Zeit der Regirungsform und Religion mer Eingang, Kraft, Verfassung, Verbesserung, so wi sich durch dise im Gegenteil imer mer Bildung ausbreitete und di woltätigsten Einflüse sich über di menschliche Gesellschaft ergos.

Wi ser unterscheidet sich nicht der heutige Europäer von ienem in dem roen Zeitalter. Mit wi viler Leichtigkeit kan der Europäische Bauer nicht sein Feld bauen, nachdem der Geist der Erfindung ihm Pflug und Wagen gegeben hat, gegen den Sklaven in den Zeiten der Barbarei, der das Feld one bequeme Werkzeuge müsam durchgra-

graben muste; wi ser unterscheidet sich der heutige Europäer in seinem anständigen Anzug gegen jene Barbaren in der Tirhaut! Um wi vil dauerhafter und bequemer ist nicht sein Haus gegen di Zelter iener Nomaden, welch ein Abstand ist nicht zwischen einem europäischen Pallast unsrer Zeiten und zwischen einer elenden Hütte iener Zeiten! Um wi vil kräftiger und schmakhafter ist nicht unser Brod gegen di Eicheln und roen Körner, di di alten asen. Welch ein Unterschid zwischen einer heutigen Pastete und dem ersten Taig, den si in der Asche auf den Kolen rösteten! Welche rastlose Betribsamkeit, gegen iene träge Untätigkeit! Welche Werke der Kunst und des menschlichen Geistes gegen iene leere Zeiten, wo di Natur ire Schäze vergebens darbot, wo kein Kopf war, der si aufsuchte und be-

trachtete; keine Hand, di si bearbeitete! Welche tife Einsichten und hoe ausgebreitete Kentnise zeichnen uns nicht von ienen Zeiten aus.

So steigt der Mensch aus der Tife der Roheit und Barbarei zur höchsten Stufe der Kultur und Ausbildung, obgleich mit langsamen Schritten, hinan. Aber sein Geist allein ist es, der ihn dises Glüks fäig macht. Wenn er di Kräfte seines Verstandes anwendet, kan er alle Mittel vorfinden, di ihm den reichsten Vorrat zum Bedürfnis, zur Bequemlichkeit, zum Vergnügen und zu seiner ganzen Glükseligkeit verschaffen, si mögen auch noch so tif verborgen ligen. So wi er aber di Kräfte des Geistes unbenuzt in sich schlummern läst, di Gegenstände nur mit Augen des Körpers ansiet,

den sinlichen Vorstellungen di Sele nicht zum Eingang öfnet, weder di Beschaffenheiten der Dinge, noch di Ursache ires Daseyns untersucht und mit sich selbst nicht weiter bekant wird, als in so fern sein natürliches Bedürfnis ihn an sich erinnert, bleibt er in dem elenden Zustand der Roheit und Barbarei, oder versinkt wol gar zur Wildheit herab, und genist gleich den Tiren nicht vilmer, als animalische Existenz.

Es ist unbegreiflich, wi es weise Männer hat geben können, di disen Stand der Roheit und Wildheit einen Stand der Glükseligkeit nennen konten! Wenn das Glükseligkeit heist: Unwißend seyn, di Güter und iren Gebrauch nicht kennen, so ist der Blinde der Glüklichste. Wenn das Glük heist, nur für tirische Forderung, für tirische

rische Tribe leben, und di Lampe der Vernunft in sich verlöschen laßen, so ist der Ochs, di Kaz, das Schwein so glüklich, als dergleichen Tire in menschlicher Gestalt. Iemer wir uns dem Licht der Vernunft nåern, iemer wir dem Verstand als unserm treuen Fürer folgen, desto sichrer gehen wir unsrer Bestimmung und folglich unserm Glük entgegen, und iemer wir disen Fürer verlassen, ie weiter wir uns von dem Licht der Vernunft entfernen, desto armseliger ist unser Zustand, desto dunkler wird es um uns. Wi ein Tir leben, ist schon Unglük genug! Wi vil angeneme Warheiten bleiben einem solchen nicht unbewust! wi vile sanfte Gefüle! wi vile ware Freuden des Lebens, wi vile Annemlichkeiten, di der vernünftige Umgang verschaft! wi vile angeneme Kentnise! Was ist das Glük der

Wilden, di ehemals und heutiges Tags noch in verschidnen Gegenden der 5 Teile der Welt anzutreffen sind und deren Zustand noch weit unter dem Zustand jener Völker des barbarischen Zeitalters ist! Manche leben in einem Zustand, daß es der Menschheit Ekel, Schauder und Verachtung erregt:

Di Kalmyken fressen stinkendes As, di Nachgeburt von Tiren, Mäuse, Wölfe und Ottern.

Di Neger fressen Krokodile, Razen, Schlangen, Eingeweide, Würmer, infiscirte Kadaver, Kreide und Erde.

Di Kalifornier fressen alle Arten von Ungezifer, Läuse, Schlangen und Eideren, Ratten und Mäuse, ungesäuberte Gedärme, Leder und Rimen.

Di Brasilier fressen di Nachgeburt, di Leichname und di blutigen Herzen irer Feinde.

Di Mingrelier und Neuholländer, di Wilden in Kalifornien, Brasilien und in Paraguai gehen nakend einher.

Bei den Wilden in Amerika und bei vilen in Asien vertrit das Salben mit Oel und das Schmiren mit färbenden Erdarten di Stelle der Kleidung. So püzen sich di Braminen, di Hottentoten, di Hindus und ire Weiber.

Di Wilden in Paraguai und Brasilien durchboren sich Oren und Nasen, durchstechen sich Wangen und Lippen, um si mit Ringen und Ziraten zu schmüken.

Di Peruaner, Indianer, Brasilianer,

Kalifornier und Neuholländer haben auch nicht einmal Wonungen.

Welche Demütigung ist eine solche Betrachtung, eine solche Erinnerung nicht für di Menschheit!

Welche Ungleichheit zwischen ganzen Zeitaltern, ganzen Nationen und zwischen einzelnen Menschen! Welch ein Abstand zwischen den gesitteten Europäern und dem wilden Neger und Neuholländer! Welch ein Unterschid zwischen uns und unsern Vorfaren im barbarischen Zeitalter! Welche Vorzüge besizen wir nicht durch unsre Verfassung vor ienen Völkern der Vorzeit! Wi vile Hände sind nicht täglich für uns beschäftigt! Wi vile Köpfe strengen nicht alle Kräfte ires Geistes an, um dem Ganzen mer Licht, Ordnung, Verbesserung und

Vollkommenheit zu geben! Akerbau, Handwerker, Künste, Handlung, Wissenschaften und alles ist bei uns im blüenden Flor. Der Bauer fürt di Früchte seines Feldes in di Stadt, dafür kauft er andre Lebensmittel, Gerätschaften, Kleider und Wonung. Der Profeßionist lifert alle Arten von Arbeiten der Hände, dafür erlangt er Schuz, Bezalung und Narung. Der Kaufman lifert di Produkte aus fremden Gegenden und schikt andre dagegen hinaus, dafür erndet er den Gewinst zur Befridigung seiner Wünsche, der Künstler lifert der Neugirde seine Produkte zum Vergnügen und zur Bewundrung, und erlangt dafür reiche Belonung zu seinem Gebrauch; der Gelerte widmet di Kräfte seines Geistes dem Dinst für di Welt und erwirbt sich damit Beifall, Rum und Besoldung. Der Regent sizt am

Ruder und lenkt di Maschine des Staats, und der Staat reicht ihm seine Abgaben, womit er seine Minister und Räte und sein Krigsheer besoldet, di für das allgemeine Beste wachen und den Staat schüzen und verteidigen.

Dise Haushaltung unsrer Staaten ist der Müe wert, daß wir nicht bei iren Grundlinien stehen bleiben, sondern iren Umriß erweitern und alle Teile deßelben in irer Vollkommenheit uns darstellen. Ob wir gleich dise Oekonomie unsrer Staaten täglich vor Augen haben, so ist es doch eine Frage, ob wir si aus dem rechten Gesichtspunkt ansehen, ob wir darinnen di Grundlage aller Ordnung und Verbindung zur allgemeinen Glükseligkeit erkennen. Es wird also nicht one Nuzen noch vilweniger über-

flüsig, oder dem Zwek entgegen seyn, wenn wir di verschidnen Stände selbst einzeln und näer betrachten; wir gehen in diser Rüksicht wider zuerst auf den Landman zurük.

Der Landman macht durch seinen Anbau das Feld urbar, um den übrigen Ständen di Früchte der Natur und seines Fleises zu irer Narung zu lifern und durch seine Bemüungen seinen eignen Wolstand zu verbessern. Er bekümmert sich sonst um kein Geschäfte, als um seinen Akerbau und um seine Vizucht. Der Wagner und Schmid mus ihm zu seiner Arbeit Haue, Kette, Wagen und Pflug lifern, der Seiler di Strike für seine Ochsen und der Satler das Geschirr für seine Pferde. Er gibt Achtung auf iede Witterung und auf iede Jarszeit und zält Jare und Monden nur nach Saat

und Ernde. Keine Müe ist ihm zu vil. Mit dem ersten Stral der Sonne steht er aus seinem Bet auf und füttert sein Vi und mit dem lezten wandelt er, ermüdet von der Arbeit seiner Felder, seiner Wonung zu. Eine Arbeit wechselt mit der andern ab. Bald pflügt er, bald säet er, bald fürt er Dung auf seine Felder, bald geht er mit seiner Sense auf di Wise, bald mit der Sichel auf di reifen Felder. Seine Beschwerden sind gros: er mus im Regen und im Nebel, in der Kälte und in der Hize arbeiten; aber eben das gibt seinem Körper di Stärke, di Vestigkeit, di Dauer der Gesundheit, daß er sich, one Gefar derselben, ieder Witterung aussezen und seine Arbeiten mit Leichtigkeit und Munterkeit verrichten kan. Der Sorgen, di er dabei hat, sind vile. Mißwachs und Wetterschlag kan

di Müe eines vollen Jars und seine ganze Hofnung vereiteln, eine Seuche kan ihm einen grosen Teil seines Vies aufreiben. Aber ein darauf folgendes gutes Jar ersezt ihm, durch seinen reichen Segen, oft allen, oder wenigstens doch einen grosen Teil seines Verlusts. Wi gros ist nicht der Nuzen, wi vil sind nicht der Freuden, di er bei guten Jaren genist! Mit welcher Augen und Herzenslust betrachtet er nicht seine grünende Wisen, seine obstreiche Baumgärten und seine ärenvolle Felder; auf der Weide seine fetten Küe und Ochsen und auf den Hügeln seine wolligten Schafe mit ihren hüpfenden Lämmern! Der Wagen knarzt unter der Last des reichen Segens, den er in seine Scheunen einfürt. Er füllt nun seine Böden und seine Keller mit neuem Vorrat an. Den einen Teil von seinem

Mastvi verkauft er, einen andern Teil schlachtet er für den naen Winter. Dem Bok nimt er sein Fell, dem Schaf di Wolle, um sich darein zu kleiden. Seinen Sönen und Knechten legt er di Garben unter zum Dreschen, seinen Töchtern und Mägden den Flachs an den Roken zum Spinnen; und nun genist er den Winter hindurch sein Brod, sein Fleisch, seine Eier, seine Buter, Käse und Milch in Rue und macht hinter dem warmen Ofen seine Berechnungen fürs künftige Jar.

So ist der Stand beschaffen, durch welchen sich der Bauersman von den übrigen Ständen unterscheidet; in sich selbst zeigt derselbe keine Verschidenheit, als durch gute und üble Beschaffenheit des Bodens, durch Fleis und Vernachläßigung, durch

gute und üble Wirtschaft, durch Reichtum und Armut: Auf einem guten Boden gedeien di Früchte besser, als auf einem schlechten; ein Fleisiger bringt es weiter, als ein Fauler; ein guter Wirtschafter befindet sich besser, als ein übler Hauswirt; ein Reicher kan mer säen, als ein Armer und folglich auch mer ernden.

Desto gröser aber ist di Verschidenheit der Handwerksleute. So wi si sich von den übrigen Ständen durch Bearbeitung der Dinge mit den Händen und mit der Stärke des Körpers, womit si inen ire bestimte Form geben, auszeichnen, so unterscheiden si sich unter sich selbst durch di unzäligen Arten irer Beschäftigungen. Einige bereiten di Produkte der Natur für unsern Genus und für unsre Narung, andre verferti-

gen di Kleidungsstüke zu unsrer Bedekung, andre richten di Gebäude auf zu unsrer Bewonung, und wider andre bearbeiten di Gerätschaften, di wir brauchen. Einige lifern di Arbeiten für unsre Notdurft, andre für unsre Bequemlichkeit und wider andre für unser Vergnügen. Alle dise Arbeiten sind entweder schwer, di starke Knochen und einen abgehärteten Körper erfordern, oder leicht, di nur mit Händen oder durch di Geschiklichkeit der Finger verrichtet werden, und di man auch bei schwachen Kräften und gebrechlichem Körper oft versehen kan; einige sind spilend und angenem, di mer einem Zeitvertreib gleichen, andre ermüdend und verdrislich. Manche sind bequem, weil si in der Stube unternommen werden können, manche beschwerlich, weil man sich Wetter und Erkältung

dabei aussezen mus. Vile können one Nachteil der Gesundheit verrichtet werden, und manche sind der Gesundheit nachteilig. Manche sind schmuzig und übelrichend und manche sogar gefärlich. Allein di Lust gibt ieder Sache etwas Angenemes, oder benimt ir wenigstens das Unangeneme; der Nuzen einer Sache lert Beschwerden und Gefaren verachten. Diser Grundsaz fürt den Müller in seine Müle, den Gerber in seine Werkstat, den Zimerman auf seinen Plaz, den Bergman in den tifen Schach und den Maurer auf das hoe Dach. Alle erlernte Profeßionen bestehen in einer mechanischen Uibung und erfordern bei irem gewönlichen Betrib weiter kein abstraktes Denken. Auch der wenig Naturgaben hat, kan doch immer noch zu einer von den tausendfältigen Handirungen taugen, di in der

mensch-

menschlichen Gesellschaft existiren und seinen Unterhalt sich damit erwerben. In 3. 4 = 5 Jaren ist gemeiniglich di Lernzeit, auch in der schwersten Profeßion, aus; dann kan der Handwerkspursch schon für seinen eignen Nuzen arbeiten. Wenn er ein oder etliche Jare in der Fremde war, kan er sich verheiraten und sein eignes Gewerb anfangen, und kan däßelbe durch Fleis und gute Achtsamkeit gar leicht und bald in solchen Schwung bringen, daß er seine hinlängliche oft reichliche Narung dabei findet. Es komt aber dabei nicht auf Dumheit und gut Glük an, sondern mer auf Sorgsamkeit, Aufmerksamkeit, klugen Gebrauch der Zeit und Gelegenheit; di gute Anwendung seines natürlichen Verstandes kan auch den Profeßionisten in seiner Handirung weiter bringen. Der kluge Handwerksman kauft

bei

bei rechter Zeit ein und versäumt keine Gelegenheit zum Verkauf, schikt di Seinigen auf Märkte und Messen und läst seine Handirung ni stille stehen, sondern erhält solche, so vil möglich, wi ein Tribwerk im Gang. Er sucht iederzeit seine Arbeiten so gut und vollkommen zu machen, als er nur immer kan; frü und spät ist er an seinen Geschäften, one sich auf Nebendinge einzulassen, wartet er solche iederzeit treulich ab. Sein ganzer Haushalt ist in einer zwekmäsigen Tätigkeit, und er siet dabei iederzeit auf Genauigkeit und gute Ordnung. Ieder Handwerksman, der das tut, wird Unterhalt, Vergnügen und Nuzen bei seinen Arbeiten finden.

Di Kunst arbeitet freier, als di Profeßion. Si geht an der Seite der Einbil-

dungskraft über di gewönlichen Grenzen hinaus. Di Hände des Künstlers treiben nicht das tägliche Einerlei der Profeßion nach dem einmal erlernten mechanischen Gang, sondern schaft sich entweder selbst durch di wunderbarste Mischung der Ideen Bilder, Gegenstände und Theme, oder kopirt, oder amt nach, und folgt dabei der schönen Natur, in der Nachamung bis zum Leben. Der Bildhauer stellt seine Statüe auf, der Mund möchte sprechen, das Aug und di Glider sich bewegen, es felt nichts, als di Sele. Der Maler malt ein Portrait, er faßt den Gegenstand in seine Vorstellung, sein Pinsel malt ieden Zug; iedes Lineament hat Leben, ieder erkent das Original im Bilde. Oder er malt eine Landschaft, di Quelle scheint zu rauschen, di Bäume scheinen sich zu bewegen, di Menschen zu

wan=

wandeln, di Wolken zu laufen und man wünscht ins Schloß zü gehen, um zu sehen wi es inwendig aussiet. Der Virtuos spilt sein bezauberndes Konzert und di Herzen aller Zuhörer flisen in seine Melodie über. Der Künstler wird bewundert, aber er wird stolz. Seine Kunst spant seine Nerven zu ser, entfernt seine Ideen zuweilen zu weit von der Kunst zu leben; der Genius seiner Kunst fürt ihn oft aus der wirklichen Welt hinaus in di Ideenwelt und lebt in der Zwischenzeit seiner Laune auf Kosten seiner Einbildungskraft und seines Eigensins. Di häusliche Sparsamkeit und Genauigkeit des Profeßionisten scheint er nicht zu kennen. Er vergißt zuweilen den Weg der guten Ordnung, den weisen Gebrauch der Zeit, der Gelegenheit und der Güter. Seine Einnamen sind zwar reichlich, aber auch wegen

sei-

seiner Laune öfters zu selten. Es wird daher bei manchem war, zumal bei denen, di unvollkommen in irer Kunst sind, was das Sprichwort sagt: das Handwerk hat einen goldnen Boden, aber di Kunst geht beteln.

Der Handelsman nimt dem Künstler, dem Handwerksman, dem Bauer seine Produkte und Arbeiten ab und handelt damit in fremde Gegenden, dagegen läst er andre Waren und Produkte kommen und sezt solche an di Käufer ab. Er sorgt für jedes Bedürfnis, versiet di Käufer aus allen Ständen mit allen Arten von Notwendigkeiten. Er macht sich, wenn er klug ist, mit den Zeiten und iren Veränderungen, mit Moden und Gewonheit bekant; unterhält eine Korrespodenz in di erste Hand und

beziet daher gute Waren, macht, wenn seine Sache ihm angelegen ist, oft selbst di beschwerlichsten Reisen in entfernte Gegenden, um den Zweig seiner Handlung in einen blüenden Flor zu bringen. Grose Kaufleute haben oft merere Schiffe auf dem Meer laufen und versehen mit iren Waren und mit iren Kapitalien oft ganze Länder. Ire Wechsel und Bankozetel laufen durch alle Weltteile, wodurch dem ganzen Komerzwesen und den Reisenden Bequemlichkeit und Erleichterung verschaft wird. Gewerbe, Manufakturen und Fabriken erhalten durch si iren Gang und iren Flor, und werden oft auf ire Kosten angelegt und und unterhalten. Ir Risiko ist dabei oft gros: ire Schiffe können untergehen, ire Wechsel falliren, di Waren auf dem Transport verdorben werden und zu scheitern gehen;

hen; durch Aenderung der Mode und des Geschmaks können inen grose Artikel ligen bleiben und zu irem Schaden unnüz werden. Der Stand der Kaufleute hat unzälige verborgne Klipen, woran di Hofnungen seines Profits scheitern, unzälige Strudel des Verlusts, di oft sein ganzes Vermögen verschlingen. Dagegen stehen inen aber auch eben so vile Kanäle zum Gewinst offen. Durch gute und gangbare Waren, durch geschwinden Absaz, durch Raffinirung auf Produkte, di leicht zu haben sind, und durch Verschikung derselben in diienigen Länder, wo solche am besten bezalt werden, können si vilen Profit sich erwerben und Reichtümer samlen. Aber nicht ieder Unwissende taugt zu disem ausgebreiteten Geschäft. Rechenkunst, Kentnis der Länder und irer Sprachen sind di ser not-

wendigen Hülfsmitel, di seinen Fleis zum glüklichen Betrib seiner Handlungsgeschäfte erfordern, wenn er seinem Stand Ehre machen und Genüge leisten will; dann erst kan er sich wichtige Vorteile dadurch verschaffen und mit gutem Erfolg einen nüzlichen Einflus auf mancherlei Gewerbe und Gegenden verbreiten.

Der Gelertenstand aber ist der Stand, der Licht über alle übrige Stände verbreitet. Er ist es, der den Verstand der Menschen aufhellt und inen richtige Begrife von den Dingen beibringt, der inen nicht nur di Ursachen und Folgen der Dinge, di um uns her sind, sondern auch den waren Gebrauch derselben lert. Durch ihn erlangen wir unsre Vervollkomnung, er lert uns di Mitel zur Verbeßerung unsers Wolstands, zeigt

uns den Weg zur Hülfe in den verschidnen Vorfallenheiten unsers Lebens und leistet uns oft di Hülfe selbst. Wenn es war ist, daß di Anstrengung der Selenkräfte, di Arbeiten des Geistes di schwersten sind, welches Geständnis das Gefül eines ieden denkenden ablegt, so ist auch di Behauptung gewis, daß diser Stand der müsamste ist. Von der früen Jugend an mus der Gelerte sich mit viler Anstrengung seiner Geisteskräfte in dem weitläuftigen Feld der Wissenschaften umsehen und lange Jare hindurch erst mit den verschidnen Teilen derselben bekant werden, ehe er es zu einem gewissen Grad von Volkommenheit bringt. Der Gelerte sizt oft, unbemerkt in seiner stillen Einsamkeit, bis in di Miternacht und entwirft tifdurchdachte Plane zur Belerung

und Vervolkomnung der Menschheit. In seinen Büchern findet der Landman Anweisung zur Verbeßerung seiner landwirtschaftlichen Haushaltung; der Profeßionist zur Verbeßerung, Erleichterung und Verfeinerung seiner Arbeiten und Werkzeuge. Der Künstler, Regeln zur weitern Ausbildung und Erhöung seiner Kunst, der Handelsman Belerung über alle Teile des Komerzwesens, so wi di Anweisung in den dazu nötigen Wißenschaften und Kentnisen, und ein iedes Glid in der menschlichen Gesellschaft tausendfachen Unterricht in der weisen Fürung seines Lebens und seiner Geschäfte. Der Kalender, wornach wir unsre Zeiten rechnen, di Landkarte und ire Beschreibungen, woraus wir Völker und Länder kennen lernen, di Sonnenur und der Kompas, und tausend andre nüzliche Erfindungen, di

wir

wir zu unsern Geschäften im gemeinen Leben alltäglich brauchen; alle dise fürtreflichen Erfindungen sind das erhabne Werk der Gelerten. Wi wichtig ist nicht der Lerstand der Profeßoren auf hoen Schulen! Zu inen kommen Jünglinge aus allen Staaten herbei, um Weisheit zu holen und Unterricht zur künftigen klugen und geschikten Fürung eines Amts. Di Söne der Regenten gehen in ire Hörsäle, um ire Vorträge zu hören, um künftig iren Staat nach iren weisen Grundsäzen zu regiren. Der Minister, der künftig di Sorgen für das Wol viler Menschen, ganzer Provinzen übernemen; der Man, der künftig den Geist und das Herz der Jugend bilden soll; der Man, der einst Menschen den Wert und das Glük der Tugend leren und Irrende auf den Weg der Warheit leiten soll;

der Man, der künftig dem Bedrängten beistehen, der Unschuld helfen und der guten Sache das Recht sprechen soll; der Man, der künftig dem Leidenden helfen und den Kranken zur Genesung bringen soll; alle dise und sonst noch vile für di Menschheit nüzliche Männer werden von inen gebildet.

In dem Heiligtum irer Schule gelert, trit der Prediger in der Gemeinde auf und trägt, zum Heil der Menschen, di fürtreflichen Leren vor, di er aus irem Munde empfing. Durch si unterrichtet, macht er di Menschen mit Got bekant, unterweist si von seinem Wesen, von seinem Willen und von seinen herrlichen Eigenschaften. Zeigt inen in der wunderbaren Einrichtung der Welt, in der Verbindung und Erhaltung der Menschen, in dem wunderbaren Ge-

webe sowol, als in der Entwiklung menschlicher Schiksale di weise Vorsicht des Ewigen, des Allweisen, des Allmächtigen des Allwißenden; predigt den Elenden, den Bedrängten und Bekümmerten Trost und Beruigung; zeigt di Reize der Tugend und ire herrliche und unausbleibliche Vorteile, zeigt di Häslichkeit des Lasters und dessen traurige Folgen, schildert den schädlichen Einflus des Sittenverderbens auf di Wolfart des Menschengeschlechts, fürt di Menschen durch di dringendsten und einleuchtendsten Vorstellungen zur Verbeßerung irer Sitten und ires Wandels und leitet si so auf den Weg der Glükseligkeit. Wi vile Sorgen hat ein Man nicht auf sich, der dise Pflichten alle erfüllen will! welche Verantwortung legt ihm ein solches Amt nicht auf! aller Augen sind auf ihn gerichtet: welche

Behutsamkeit hat er nicht nötig, um in seinem iedesmaligen Betragen als unanstößiges Muster zu erscheinen!

Von den Pristern der Gerechtigkeit unterwisen, ergreift der gewissenhafte Advokat di Feder für di Verteidigung der Unschuld; sucht alle Gründe hervor, di gerechte und gute Sache in ir wares Licht zu stellen, sucht nicht, wenn er anders seine Pflichten nicht verkennen und mit der Rue der Menschen nicht spilen will, in weitläuftiger Ausdenung eine trübe Quelle des Gewinstes für sich, sondern auf dem kürzesten und sichersten Weg di Rue und den Gewin seines Klienten. Di Gerechtigkeit ist di gröste Woltäterin der Menschheit, unter irem Zepter kan ieder für sich und das Seinige gesichert seyn, ein ieder kan sich ires Schuzes irer Hülfe erfreuen,

si wägt einem ieden auf richtiger Wage das Seinige zu: Recht oder Unrecht. Wer ire Bücher gelesen, ire Geseze studirt hat und zu irem Diner eingeweit ist, folglich gesezt ist, in irem Namen Aussprüche zu verkündigen, begleitet einen wichtigen Posten in der menschlichen Gesellschaft; denn ihm ligt es ob, einem ieden zu seinem Recht zu verhelfen, der Unschuld das Recht zu sprechen, dem Unterdrükten beizustehen, den Verfolgten zu schüzen und dem Beleidigten Genugtuung zu verschaffen. Warheit und Uiberzeugung bestimmen seinen Ausspruch. Wi vil Klugheit, Geduld und Müe gehört oft nicht dazu, aus dem Gewirr von Streitigkeiten Recht und Unrecht herauszufinden! Wi vil Behutsamkeit, nicht nach äusern Schein, nicht nach Verleumdungen, Vorurteil und Leidenschaften zu urteilen! Wi

vil Gewissenhaftigkeit, da wo es auf Menschenwol und Menschenwehe ankomt, weder durch Gunst, noch durch Bestechung, noch um irgend einer falschen Absicht willen sich ein ungerechtes Urteil abgewinnen zu laßen!

Auch für unsre körperliche Zufälle werden Männer mit Kentnisen ausgerüstet, womit si uns zu Hülfe eilen, wenn Anfälle auf unsre Gesundheit si erheischen. Dise Männer machen sich deswegen mit der ganzen Natur des Menschen bekant. Um si in irer ganzen Einrichtung kennen zu lernen, zerglidern si seinen Körper in der Anatomie; beobachten di Beschaffenheit, Lage, Absicht und Arbeit des Herzens, der Lunge und aller Eingeweide, den Knochen- und Nervenbau, di Adern mit iren Pulsen, di

Werkstäte des Denkens mit irer feinen Hirnmaße, und studiren alle Teile des Körpers in irer Verbindung und Wirkung. Si untersuchen di heilsamen Kräuter des Pflanzenreichs, erwerben sich Kentnis von allen Produkten, di Asien, Afrika und Amerika für di Heilkunde hervorbringt, lernen ire Kräfte, iren Nuzen und Gebrauch kennen, und wenden solche zur Ausrottung der Krankheiten, zur Widerherstellung und Bevestigung der Gesundheit an. Der Arzt scheut keine Müe, spart keine Sorge für di Widerherstellung seiner Patienten. Er wagt seine eigne Gesundheit, sein eignes Leben für di Gesundheit und für das Leben seiner Patienten. Di Krankheit mag noch so anstekend seyn, so hält si ihn von seinen Besuchen nicht zurük; er eilt unermüdet von einer Krankenstube in di andre; er ist

iede Stunde in der Nacht zur Hülfe bereit; keine Witerung ist ihm zu schlim, kein Weg zu weit. Er eilt zu iedem, der ihn rufen läßt, reißt manchen aus den Armen des Todes und schenkt so durch di Kräfte seiner Arzeneien manchen armen Kindern iren Vater, manchen Eltern ir wertes Kind, manchem Verlasnen seinen Woltäter, mancher Familie ire Stüze, und manchem klagenden Land seinen erbetnen Regenten wider.

Wir wollen uns nun zu dem Regenten zu seinen Ministern und Räten nnd zu seinem Krigsheer wenden. Der Regent ist das Oberhaupt im Staat; sein Volk ist der Gegenstand seiner Sorgen. Hundert tausende, di unter seinem Zepter leben, machen Ansprüche auf seine weise Fürsorge für si; auf seine gnädige Hülfe, auf seinen

mächtigen Schuz. Alle wollen unter dem Schatten seiner Flügel di Früchte der Rue und des Fridens genisen und das Glük ires Daseyns, der Reiche und der Arme, der Hoe und der Nidrige. Aber in dem Gewebe von Menschenverhältnisen ist alles zu unvollkommen, als daß lauter Rue, lauter Glükseligkeit bestehen könte. Es verwikeln sich tausendfältige Schiksale, di im Gewirre menschlicher Handlungen aus irrigen Gesinnungen, verfelten Absichten, Zufall und Feindschaft geboren werden; tausendfältige Streitigkeiten erzeugt der Zwek, den Menschen zugleich erreichen wollen, tausendfältige Leidenschaften durchkreuzen sich und werden Störer der Rue und der Wolfart, und von den Unzäligen, di nach dem Zil laufen, bleibt eine Menge im Elend träg oder ermattet an den Schranken ligen. Di

Stimmen der Unglüklichen dringen zu ihm; das Flehen der Armen, und di Klagen der Bedrängten. Wi vil Geduld, wi vil väterliche Sorgfalt, wi vil Weisheit wird dazu erfordert, das Ganze eines Staats in seinem Zusammenhang zu durchdringen, di Mängel zu verbeßern, den Unordnungen abzuhelfen, und di Quellen des Elends zu verstopfen, an welchen so vile Menschen siech darnider ligen; iedem einzelnen Glid der menschlichen Gesellschaft Wege der Hülfe zu eröfnen, und iede Zake in den Tribrädern des Staats so ineinander zu fügen, daß di ganze Maschine in ungestörtem Gang bleibt und allgemeine Glükseligkeit daraus entspringt! Wi vil Klugheit wird nicht dazu erfordert, diienigen weisen Vorschriften zu geben, wodurch der sicherste und heilsamste Erfolg für das allgemeine Beste erzilt wird!

Welche hoe Einsichten der Weisheit, alle Verordnungen den Zeiten, den Gegenden, den Umständen anzupaßen! welche Menschenkentnis und Erfarung, di Sitten, den Karakter und di Denkungsart der Einwoner so zu formen und zu lenken, daß si alle Anstalten zu irem Glük, alle Verbeßerung schädlicher Gebräuche bereitwillig annemen und solche als Woltaten erkennen! welche hoe Einsichten, nicht nur mit der Beschaffenheit aller Provinzen des Landes genau bekant zu seyn und mit dem, was zu irem Besten dinlich ist, sondern auch seine Räte und Minister zu kennen, und nur diienigen zu so wichtigen Posten zu wälen, di Gewissenhaftigkeit und Einsichten genug besizen, di Wünsche und Erwartungen des Regenten sowol, als der Untertanen zu erfüllen; nur diienigen Männer zu Aemtern

zu wälen, di im Ruf der Rechtschaffenheit und Geschiklichkeit stehen und di auch wirklich im Stand sind, di Erreichung des erwünschten Zweks zu erfüllen! Welche Obligenheit, Menschen zu beglüken! ieder Not, iedem Mangel abzuhelfen, ieder Klage Gehör und Hülfe zu leisten und so das allgemeine Beste eines ganzen Volks zu besorgen! Um alle dise Pflichten, dise unaussprechlich grose Herscherpflichten zu erfüllen, wird der Regent von Jugend auf durch di klügsten Lerer vorbereitet; vor seinen Augen wird di Geschichte aller Zeiten und Völker aufgedekt; Er wird aufmerksam gemacht auf alle wichtige Begebenheiten der Welt, auf iren Erfolg und Einflus auf das Glük und Unglük einzelner Menschen sowol, als ganzer Staaten; di Schiksale ganzer Völker, einzelner Provinzen und wichtiger Männer

ner, werden vor seinen Augen enthüllt und entwikelt und in iren Quellen gezeigt; das Gefül für alles Gute, für alles Edle, für alles Erhabne wird ihm dabei tif ins innerste des Herzens geprägt, so wi di Fülbarkeit für menschliches Wol und für menschliches Elend. Seinem iugendlichen Verstand werden bei der Betrachtung der wunderbaren Begebenheiten der Welt Regeln der Klugheit gezeigt und di heilsamsten Warheiten tif in di Sele gepflanzt. Seinem Geist werden alle Schäze der Weisheit geöfnet; iede Kunst, iede Wißenschaft wird ihm gezeigt; alle Kentnise, di einem Regenten nötig sind, werden ihm von seinen Lerern beigebracht. Frühzeitig wird er mit seinen Staaten bekant gemacht und mit allen Miteln, solche einst glüklich zu regiren. So gebildet, so vorbereitet übernimt der

Regent di Sorge für sein Volk. Er sorgt nicht nur für di Rue und Wolfart seiner Länder, sondern auch für ire Sicherheit. Sein Krigsheer bidet ieden Augenblik den Anfällen der Feinde Troz. Der Kriger, der um einen geringen Sold dint, und der einem ieden einen Beweis geben kan, wi wenig dazu gehört, um gesund und zufriden zu leben, der einem ieden in seinem Dinst und in seinem Anzug ein Beispil und Muster der Reinlichkeit und guten Ordnung gibt, übernimt dafür di Lasten des Krigs, überläßt sich allen Gefaren und Beschwerlichkeiten und opfert selbst sein Leben auf. So vile Offizire, so manche Generäle, worunter manche sich befinden, di Güter und Länder besizen, di beglükt in dem Schos der Rue und des Vergnügens leben könten, verachten di Gemächlichkeiten des Lebens, betretten voll Durst

nach

nach Heldentaten, di unsichre Ban des Rums, der Wunden und des Todes, und suchen auf dem heisen und gefarvollen Schlachtfeld irer Feinde mitten unter dem Donner dampfender Feuerschlünde, dem Geklirr der Säbel, aus Haufen von tausend verstümmelten Leichen den blutigen Lorber der Ehre. Und auch dise Lasten auch dise Gefaren verachtet oft der heldenmütige Regent, um seinen Krigern Mut einzuflösen und mit dem Degen in der Faust, Tod, Hunger und Elend mit iren Schreken und mit irem Jammer von seinen Staaten zu vertreiben. So hat der Regent unter allen Umständen für di Rue, für das Glük, für di Wolfart und für di Sicherheit seiner Untertanen stets zu sorgen und zu arbeiten, und der Staat gibt seine Abgaben, wovon der Regent seine Diner belont. Solten Männer,

di alle Müe, alle Kräfte dem Staat aufopfern, deren müsamen Untersuchungen, Arbeiten, Sorgen und Einsichten der Staat alle seine Wolfart zu verdanken hat, sollten dise verdinstvolle Männer nicht der Belonung wert seyn, di der Regent inen reicht?

Wi gros ist nicht der Unterschid zwischen dem Taglöner, der nur für sein tägliches Brod zu sorgen hat und zwischen seinem Regenten, deßen Sorge sich über ganze Länder und Völkerschaften erstrekt! und doch ligt in disen Zwischenklaßen der Abstuffung aller Grund der Kultur der Industrie und der Glükseligkeit eines ganzen Staats. Wenn kein Regent über das Wol der Staaten wachte, keine Räte und Minister di Verwaltung der allgemeinen Angelegenheiten übernämen, keine Polizei Rue

und

und Ordnung erhilt, keine Gerechtigkeit gegen Beleidigungen schüzte, keine Lerer di Menschen an Pflicht und Tugend erinnerten, würde bald allgemeines Verderben überhand nemen, Zügellosigkeit und Sittenlosigkeit immer weiter greifen, Laster ungescheut begangen werden und überall Unruen einreissen; weder das Eigentum der Güter, noch das Leben der Menschen würde gesichert seyn; der Stärkere würde den Schwächern, der Bösewicht den Tugendhaften, der Niderträchtige den Rechtschaffnen, den Edlen unterdrüken; Rotten und Banden würden entstehen, Meudereien und innerliche Krige im Schwang gehen und di Menschheit würde nach und nach wider in Barbarei herabsinken. Sich selbst überlassen, wissen di Menschen sich nicht in den glüklichen Schranken der Rue und der Ord-

nung zu erhalten; ire Absichten stosen zu ser aneinander, di Leidenschaften tretten bei iren Handlungen zu ser ins Spil und erstiken di guten Erinnerungen der Vernunft, di Vernunft selbst verläßt zulezt iren Weg, gleitet auf Irrwege, und artet in Torheit und Unsin aus. Di Menschen, di keine Staatsverfassung erkennen wollen, gleichen einer Heerde, di iren Hirten verloren hat, si zerstreut sich almälig, verwildert und fällt zulezt in di Klauen der Wölfe und Tiger. Ein Hirt mus di Heerde zusammen halten, auf di Weide füren, versorgen und über si wachen; ein Oberherr mus den Staat regiren, damit nicht ein ieder eigenmächtig schalten und walten darf, wi er will. Was soll di Menschen wider in Ordnung bringen, wenn si einmal aus den Schranken getreten sind, gleich einem reisenden Strom, der

über di Ufer trit, und ganze fruchtbare und herrliche Gegenden überschwemmt und verwüstet? Der grose Volks- und Menschenkenner, Herr Meiners in Göttingen sagt in einer Stelle seines Grundrißes zur Geschichte der Menschheit vollkommen richtig:

„Unumschränkte Gewalt ist oft notwen-„dig und auch heilsam wenn beßere Men-„schen si gegen unedlere zum Glük der lez-„tern ausüben; denn leider gibt es nicht nur „einzelne Personen, sondern ganze Völker, „di zum Guten nicht bewegt werden können, „sondern gezwungen seyn wollen.“

Gleichheit des Standes kan in einer menschlichen Gesellschaft, wenn eine gute Ordnung di Grundveste allgemeiner Wolfart seyn soll, nicht stat finden. Es müs-

sten denn alle zum Bauernstand übertreten; denn wir können weder alle Regenten, Minister, Gelerte und Räte, noch Künstler und Profeßionisten seyn; aber Bauern könten wir alle werden. Di Narung des Körpers ist unser erstes Bedürfnis und in disem Stand finden sich di Produkte dazu. Oder wir müsten, wenn wir an den Seeküsten wonten, wi di Grönländer, Kamschadalen Tungusen und Lappen, uns auf den Fischfang legen, und wenn unsre Wonpläze in Waldigten Gegenden wären, wi di Kanadier und Peruaner unsern Unterhalt in der Jagd suchen; oder in Horden umher zien und uns von unsern Heerden nären. Wenn di Handwerksleute und Künstler ire Narungsmitel alle selbst bauen müsten, würden si wenig Zeit dabei gewinnen, etwas anders zu verfertigen, als was si allenfals zu

irer

irer höchsten Notdurft brauchten, und für andre nichts verfertigen können. Di Handlung würde also auch aufhören müsen; di Felder der Wißenschaften würden Brachäker werden, denn beim Pflug, Dreschen und Holzmachen würden di Kräfte zu ser erschöpft, als daß der Geist noch aufgelegt zum Denken seyn sollte, wenigstens wäre eine Verwilderung des Geistes nach und nach unvermeidlich. Wenn alle sich vom Feldbau nären solten, oder wolten, müste sich der Bauernstand mit den übrigen Ständen auf eine Teilung seiner Aeker und Wisen einlaßen, wofür er sich bedanken würde. So aber weicht ein Stand dem andern aus; einer arbeitet für den andern, einer dint dem andern, einer lert den andern, einer sorgt für den andern.

Dise Verschidenheit ist äuserst notwendig

und nüzlich, weil durch si durchgängig eine heilsame Ordnung befördert wird, denn auf solche Art hängt sich ein Glid in der grosen Kette der menschlichen Gesellschaft an das andre, ieder Stand macht sich durch das Eigentümliche seiner Geschäfte und seines Berufs dem andern notwendig und ieder hat Einflus auf den andern. Damit aber dise Verhältnise menschlicher Wolfart in irer allgemeinen Verbindung und Ordnung nicht gestört werden, sind Geseze festgesezt. Ein ieder Stand wird durch di Geseze geschüzt und in seinen Rechten erhalten, so wi iedes einzelne Glid deßelben, dafür sind aber auch alle verbunden, nach den Gesezen zu leben. Di ausübende Gewalt hat der Regent in den Händen, der si in irer Kraft und in irem Ansehen erhält und unter seiner Aufsicht wird durch seine Diner

für di Erhaltung einer guten Ordnung in allen Ständen und an allen Orten gesorgt. Es kan keiner beleidigt, oder in seine Rechte ein Eingrif gewagt werden, keiner kan an seinen Gütern, oder Leben angetastet werden, one daß nicht di gehörige Andung darauf erfolgt, keiner kan di öffentliche Rue und Sicherheit stören, one dadurch di Schuld und Strafe des Verbrechens auf sich zu laden. Wer Klagen hat, kan si vor den Regenten und vor seine Diner bringen und der Selbsthülfe sind darum ire Schranken gesezt, damit di Ordnung nicht noch mer gestört und keine Eingrife in di Rechte des Oberherrn gewagt werden, von deßen weiser Anordnung alles abhängt. Ein ieder ist dabei an seinen Stand, an seinen Beruf, und an di damit verbundne Pflichten gewisen, wobei ein ieder zu denken und zu

sorgen genug hat, wenn er eine gute Ordnung in seinem Stand erhalten will; dise wird ihm aber auch selten felen, wenn er mit aller Treue und mit allem redlichen Eifer seinen Beruf abwartet; wer sich aber auf Nebendinge einläst, und sogar in Regirungssachen mischt, one dazu aufgestellt zu seyn, verfelt den Zwek seiner Bestimmung. Di Angelegenheiten des Staats und deßen Regirung ligen nur dem Regenten und seinen Räten ob. Es werden nicht gemeine Kentnise dazu erfodert, di unter dem Urteil eines ieden natürlichen Verstandes, oder wol gar unter dem Urteil eines ieden unwißenden oder kurzsichtigen Schwärmers ligen, sondern Kentnise und Einsichten, di nur grose Selen in irem weiten Umfang zu faßen vermögen, Kentnise aller Zeiten und aller Völker, aller Stände und

aller Regirungsformen, Kentnise der ausgebreitetsten Wißenschaften und aller wichtigen Warheiten; es gehört grose Weisheit und also mer dazu, als gemeiner alltäglicher Menschenverstand, einen Staat zu regiren und alle Tribräder deßelben in Ordnung zu erhalten. Der Seiler kan wol di Strike und Seile zum Schif verfertigen, ein Weber di Segel zum ausspannen, der Zimmerman den Mastbaum, der Schmid den Anker und der Baumeister mit seinen Bauleuten das ganze Schif, aber der Steuerman mus es lenken. Es gehe also der Matros ans Ruder, der Schuster zum Leist und der Bauer zum Pflug!

Durch di Verschidenheit der Stände wird Sitlichkeit und Wolanständigkeit in irer Auszeichnung sichtbar und zur Nachamung beför-

fördert. Es gibt gewiße nidre Klaßen, di oft wenig auf dise Tugend Rükſicht nemen; Grobheiten und Unanſtändigkeiten ſind gemeiniglich di Merkmale derſelben; ire Worte und ire Handlungen ſind meiſtens anſtöſig und beleidigend; mit Schimpfworten libkoſen ſi und mit Ripenſtöſen geben ſi einander ire freundſchaftlichen Geſinnungen zü erkennen; ſelbſt der Fremde bleibt nicht unangetaſtet von iren Unanſtändigkeiten; über ieden Unfall äuſern ſi ire Schadenfreude, und über iede Kleinigkeit ir Hongelächter. Di widerſinigſten Ausdrüke, di aber doch imer Beweiſe einer ſchlechten Denkungsart ſind, zeigen ſich in iren Redensarten, und di Schamhaftigkeit iſt eben nicht di Tugend, di ſi auszeichnet. Leuten, denen di Worte Ehre, Sitlichkeit, Wolanſtändigkeit, gleichgültige Namen ſind,

iſt

ist auch gemeiniglich alles gleichgültig, was damit verbunden ist. Man gehe einmal in di Trinkgesellschaften der nidern Klaße: Welche Erzälungen, welche Scherze, welche Ausdrüke, welches Schreien und Lermen! und selten geht di Gesellschaft auseinander, wi si zusammen kommen ist, entweder berauscht und stürmisch, oder mit blutigen Köpfen und blauen Augen; Man sehe dagegen einmal eine Gesellschaft gesiteter Menschen: Einer komt dem andern mit Höflichkeit und Ehrerbidung zuvor, ieder hört den andern mit Bescheidenheit, in iren Gesprächen sind si behutsam, nicht anstößig, ire Scherze bleiben in den Schranken des Wolstands und ir Betragen sitlich. Leute von guter Erziung können nicht anders als anständig handeln, und erscheinen nie anders als, Muster; und Leute

von schlechter Erziung können nicht anders, als unanständig handeln, ir scheusliches Bild wird überall auffallend. Selbst wenn si in andre Stände treten, wo Wolstand und Sitlichkeit gleichsam di auszeichnenden Merkmale sind, können si di Ausbrüche und Merkmale voriger Unart nicht verbergen; Unsitlichkeit leuchtet oft noch unter der blendendsten Hülle hervor. Indeß würde doch Sittenlosigkeit und Mangel des anständigen Verhaltens und Betragens weit allgemeiner seyn, wenn höere Stände sich nicht durch beßere Lebensart kenbar machten, wenn si den übrigen Ständen nicht ein Muster gäben, wornach sich vile bilden, oder wodurch solche von Unanständigkeiten hi und da zurükgehalten werden.

In allen den verschidnen Ständen, di

vorhanden sind, kan ieder seine Arbeiten ruig abwarten, seine Geschäfte ungehindert treiben und besorgen und ruig im Schos seiner Familie leben. Das würde nicht seyn wenn nicht auch der Soldatenstand vorhanden wäre, der den Staat gegen auswärtige Feinde bewacht und bereit ist, zur Zeit des Krigs di Sache zu verfechten. Dann müste ieder Einwoner seine Werkstätte stehen, seine Gewerbe, seine Felder ligen laßen, sich von den Seinigen losreißen, das Gewer ergreifen und selbst zu Feld zien; alle Familien müsten unterdeßen zu Haus in Sorgen leben, manche würde iren Ernärer verliren, und der Staat würde dabei um seine nüzlichsten Einwoner kommen. So aber kan der Profeßionist ruig in seiner Werkstäte bleiben und seine Handirung forttreiben, der Landman kan unbesorgt seine Felder

bauen, der Kaufman auch im naen Getümmel des Krigs noch überall gangbare Kanäle für seine Handlung finden, und der Gelerte ungestört in seiner Studirstube sizen und den Musen dinen. Durchbricht der Feind di Dämme des Landes, kan er immer noch bitten: noli turbare circulos meos.

Iemer di Menschen durch ire Stände von einander unterschiden werden, desto mer entfernen si sich von einander in iren Geschäften, und desto mer Raum bekomt ein ieder für seine Narung und für di Arbeit, womit er sich solche erwirbt; iemer si sich aber von einander entfernen, desto weniger werden si einander hinderlich. Wenn der gröste Teil in einer Stadt Kaufleute wären, würde ein ieder nur wenig Verker machen können, einer müste dem andern selbst

abkaufen; Wenn der gröste Teil aus Schneidern bestünde, müsten manche Hungers sterben und einander selbst kleiden. So aber daß nach der Gröse des Orts und Lage der Gegend di Stände in verhältnismäsiger Anzal verteilt sind und ein ieder seine eigne Art der Beschäftigung hat, kan ieder seine Absicht erreichen. Ein ieder, der gewiße Sachen braucht, di er nicht selbst verfertigt, mus sich an andre wenden, di ihn damit versehen. Wer ein Haus braucht, läst den Baumeister kommen; der Zimmerman zimmert das Holz und richtet den Bau auf, der Maurer fürt di Wände auf und legt das Dach, der Steinmez, der Häfner, der Schloßer, und der Schreiner, alle tragen das irige dazu bei; ieder hat dabei seine verschidne Arbeit, wodurch er sich vom andern unterscheidet und zur Herstellung des Ganzen

zen notwendig wird, und ieder erreicht dabei seine Absicht, nemlich di Bezalung. Wer hingegen krank wird, eilt zum Medikus und in di Apotheke, wer Streitigkeiten hat, zum Beamten, oder Rechtsgelerten. Wer ein Kleid, ein Par Schu oder Stifel braucht wendet sich zum Schneider und Schuster, und wer Brod nötig hat, geht zum Beken. Alle Bedürfnise werden auf solche Art leicht befridigt: Ein ieder macht Absaz mit seiner Ware, erhält Gelegenheit für den Betrib seiner Geschäfte und gelangt dadurch zu seiner Narung.

Jemer di Geschäfte sich vereinzeln, desto vollkomner können si werden; denn in so fern sich einer auf eine Profeßion, auf eine Kunst, auf eine Wißenschaft allein legt, desto mer Müe und Fleis kan er darauf ver-

wenden, desto mer Fertigkeit mus er durch di tägliche Uibung darin bekomen, und, da er solche seine ganze Lebenszeit hindurch treibt, sich bis zu einem hoen Grad der Vollkommenheit darin ausbilden. Daher der bekante Vorzug der englischen Uren. Der Urmacher in England verfertigt di verschidnen Teile seiner Ur nicht selbst, iedes einzelne Stük hat seine eigne Arbeiter; seine Kunst besteht in der Zusammensezung. Selbst von der Gelersamkeit sucht man di Ursache der Gründlichkeit vorzüglich des Scharfsinns und des Tiffsins bei den Engländern darin, daß si nicht durch vilerlei Wißenschaften sich zerstreun, vorzüglich durch mancherlei Sprachen, sondern daß si sich auf eine Hauptwissenschaft gemeiniglich mit allem Fleis und allein legen. Jedoch daß manche Nationen so wi einzelne Perso-

nen einander in gewißen Stüken übertref-
fen, mag wol das meiste, wodurch hi
und da Industrie und Gelersamkeit einen
Vorzug bekomt, der Karakter und di Ein-
richtung des Unterrichts und zur Feinheit
irer Arbeiten di feine Maße, so wi über-
haupt di gute Belonung und Bezalung das
ire beitragen. Indeß bleibt der Grundsaz
allemal richtig, daß di Arbeiten um so voll-
komner werden können, iemer si sich ver-
einfachen.

Dise grose Verschidenheit macht, daß
ein ieder seinen Unterhalt desto leichter fin-
det. Wi vil sind nicht der Klaßen, in di
er eintreten kan! Und wenn er auch noch
so wenig Kräfte und Talente hat, so gibt
es auch Stände, di solche nur in geringem
Grad fordern, wenn auch seine Lust noch

so sonderbar ist, so gibt es auch unter den tausenderlei Arten von Geschäften Gelegenheit genug zur freien Wal. Wer keine Lust oder Fäigkeit zum Studiren hat, kan Kunst und Handlung wälen; wem dise nicht behagen wollen, kan von unzäligen Profeßionen eine erlernen, wer in keiner Profeßion zu arbeiten weis, oder vermag, findet im Taglon sein Brod und wer zu allen disen Geschäften keine Lust fült, dem öfnet der Soldatenstand noch seine weitläuftige Ehrenban, worauf er Unterhalt und sogar Rum erwerben kan.

Aus allem disem wird ein ieder zur Genüge einsehen, daß in einem woleingerichteten Staat eine Verschidenheit der Stände nicht nur äuserst nüzlich, sondern unumgänglich notwendig, daß solche di Folge

irer eignen Bedürfniße und di Quelle allgemeiner Glükseligkeit, daß solche das eigne und natürliche Werk des menschlichen Geistes ist, sobald derselbe anfängt seine Kräfte zu gebrauchen, sich aus dem Stand der Roheit herauszureißen und in eine ordentliche Gesellschaft zu treten. Das Gefül unserer eignen Bedürfnise fürt uns auf alle di verschidne Erfindungen und Hülfsmitel, uns unser Leben angenem zu machen; Umstände, Fäigkeiten und Neigungen bestimen einen ieden für dasienige Geschäft, für denienigen Stand, der für seine Absichten der bequemste ist, wobei er Unterhalt zu finden glaubt, und der im Zusammenhang des Ganzen nach der eingefürten Ordnung für di Verbindung seiner Verhältnise der natürlichste ist; und so erwächst und bevestigt sich nach und nach eine Verfaßung so,

wi si in der Verschidenheit der Stände wirklich erscheint: wir treten mit unsern Erfindungen zusammen, leisten einander hülfreiche Hand, di Kultur wird befördert, di Industri steigt; di Glider teilen sich in di verschidnen Geschäfte und geben inen von Zeit zu Zeit mer Form und Bestimmung, ein ieder wält für seinen Beruf, und di Aufsicht schaft der Verbindung in allen iren Teilen Vollkommenheit, woraus zulezt allgemeine Glükseligkeit erwächst.

In diser Verschidenheit der Berufsstände ligt noch eine andre Verschidenheit, di eine Ungleichheit unter den Menschen herstellt und das ist di Verschidenheit gewißer Vorzüge der Geburt, der Ehre und des Reichtums.

Di Vorzüge der Geburt gründen sich auf das Recht der Erbfolge. Vermöge dises Rechts treten Kinder in gewiße bestimte Vorzüge und Rechte irer Eltern und Vorfaren ein, di si für sich und ire Nachkommenschaft erworben haben und di durch Brif und Sigel vom Regenten bekräftigt sind. Das Recht der Erbfolge geht in den meisten europäischen Staaten zuerst den Regenten selbst an, dann den hoen und nidern Adel. Ich will aber hir nur von dem nidern Adel reden, weil diser sich am meisten ausbreitet und di meisten Anfechtungen hat.

Der Adelstand ist bei kultivirten Völkern sowol anzutreffen, als bei unkultivirten und ist gemeiniglich so alt, als di Nation, in welcher er herkömlich ist. Der Adel ist un-

ter den Grönländern, Tungusen und Arabern sowol bekant, als unter den Galliern, Römern und den alten Teutschen, von denen der unsrige abstamt; Di Anfechtungen nun, denen der Stand der Adelichen in den heutigen Tagen ausgesezt ist, mögen nicht sowol daher rüren, daß derselbe zu zalreich wird, als vilmer daher, daß es zuweilen schon manche gegeben hat, di sich ires Standes unwürdig bewisen, di ire Rechte mißbrauchten, irer Vorzüge sich überhoben, oder auch gegen andre Männer von Ehre und Verdinst einen ungebürenden und beleidigenden Stolz bewisen; allein di Schuld der Feler und Ausschweifungen einzelner Glider können deswegen noch lange nicht einem ganzen Stand zur Last gelegt werden. Es gibt im Gegenteil auch unter den Adelichen Edle und vernünftige, di

ire Rechte nicht mißbrauchen, irer Vorzüge sich nicht überheben, di nicht mit Verachtung auf andre herabbliken, sondern di iedem Man von Ehre di schuldige Achtung erweisen und iedes Verdinst auch auser irem Stand zu schäzen wißen. So gros auch di Einwendungen gegen disen Stand seyn mögen, so sind doch vile wichtige Gründe für di Rechtmäsigkeit deßelben vorhanden. Schon im gemeinen Stand, so wi im Ehrenstand erben gewiße Vorrechte fort. Hat ein Bauer einen Aker, der vom Grundzins frei ist, erbt ihn der Son mit eben disem Recht der Befreiung; hat einer einen Hof, der gewise Freiheiten hat, erben ihn seine Kinder mit eben disen Freiheiten; hat ein andrer ein Haus, worauf gewiße Gerechtsame haften, fällt dises Haus seinen Hinterblibnen mit eben disen Gerechtsamen zu:

Das

Das Haus des Bekers, des Schmids behält di Feuergerechtigkeit, di selbst dem Plaz eigen bleibt, worauf es gestanden und der Son des Gastgebers erbt den Schild des Gasthofs von seinem Vater, so wi di Gerechtsame deßelben, er mag di Wirtschaft treiben oder nicht. Der Son des Bauern kan wider ein Bauer, der Son des Profeßionisten wider ein Profeßionist, der Son des Studirten wider ein Studirter werden, es beruet wenigstens di Wal auf freier Willkür; bei Handwerkern haben selbst di Meisterssöne oft gewiße Vorrechte, di sich auf Töchter und Witwen erstreken. Ein ieder fürt den Namen seines Vaters und zwar mit solcher Genauigkeit, daß er selbst auf unterscheidende Buchstaben und Silben siet, womit seine Vorväter iren Namen schriben, weil di Erfarung schon durch mer,

als

als ein Beispil gelert hat, daß oft di geringste Veränderung bei vorkommenden Erbschaften, wozu das Recht der Verwandschaft si legitimirte, eine Ungültigkeit verursachte. Ein ieder würde es für eine Beleidigung ansehen, wenn man ihm seinen Namen verstümmeln, oder etwas wider seinen Willen dran ändern wolte. Solte alles dises nicht auch im Adelstand gelten? Wenn der Adliche di Güter seines Vaters erbt, erbt er nicht eben dadurch auch di Gerechtsame mit, wenn er di Wapen, den Namen erbt, warum solte er solche nicht füren? Wenn er auch di nemlichen Ehrenstellen nicht begleitet, di seine Vorfaren begleiteten? wenn er auch di nemlichen Taten nicht tut, di seine Vorfaren taten, so schlißt ihn doch das von seinem Stand nicht aus. Es findet sich nicht immer und für

jeden di Gelegenheit dazu, und wenn auch gleich manche unfäig dazu sind, so gibt es dafür desto merere, di durch di rümlichsten Taten und Verdinste sich hervor tun, dem Staat im Krig und Friden di erspröslichsten Dinste leisten; wenn einer nur di äusern Kenzeichen des Adels an sich trägt und zeigt weder Verdinste noch edle Gesinnungen, di ihn bezeichnen, beträgt sich deßen nicht würdig, dem werden si auch einen desto geringern Vorzug gewären. Und solte sich auch einer und der andere seines Standes ganz unwürdig bezeigen, so wäre es doch eine grose Unbilligkeit, wenn es der ganze Stand entgelten solte. Wenn der Held, der verdinstvolle Staatsman, Leben und Gesundheit für den Staat, worin doch auch so vile unnüze Glider sind, one Ausname wagt, durch seine Taten, durch seine Ver-

dinste ein ganzes Land beglükt, und das Gute, das er schaft, bis auf di späteste Nachkomenschaft seinen Einflus hat, solte er dabei nicht auch für seine Familie etwas erwerben, da er di Früchte seiner Taten und Verdinste oft gar nicht genist? solten nicht di Vorzüge, di man ihm einräumt auch auf di Nachkomen seines Hauses forterben und si beglüken? Wird nicht dadurch gleichsam ein Denkmal der Dankbarkeit eine Erinerung zur Nachamung aufgestellt? Hunderte sind dadurch schon angespornt worden, sich zu tüchtigen Männern zu bilden, sich Verdinste um den Staat, zu erwerben; tausende sind schon, von gleichem Eifer beselt, als Opfer für den Staat, in der Schlacht gefallen. Wo würden Verdinste und grose Taten bleiben, wenn di Nacheiferung des Rums nicht wäre?

Es gibt aber auch auser dem Adelstand einen Stand, der insgemein der Ehrenstand genent wird. Di Vorzůge dises Stands werden nicht durch Geburt erlangt, sondern einzig und allein durch Wißenschaften, Gelersamkeit und Verdinst. Diser Stand hat schon seine natůrlichen Vorzůge; denn so wi di Kråfte des Geistes einen Vorzug vor den Kråften des Kôrpers haben, weil dise erst durch iene in Bewegung gesezt werden, weil der Geist des Menschen es ist, der alle Erfindungen hervorbringt, mit dem wir Kůnste und Profeßionen erlernen, treiben und verbeßern, so haben auch di Geschåfte des Geistes einen Vorzug vor den Geschåften des Kôrpers; durch den menschlichen Geist werden alle Gewerbe im Schwung, di Maschine des Staats in Ordnung, das Ganze der menschlichen Gesellschaft in seiner Ver-

bindung und Harmonie erhalten und di allgemeine Wolfart in allen Glidern befördert. Der Landman braucht nur seine körperlichen Kräfte anzuwenden, sein Akerbau erfordert nur wenig Unterweisung, nur Uibung. Der Handwerksman braucht nur wenige Jare, starke Arme oder geschikte Hände, so ist seine Profeßion one vile Müe, one vile Anstrengung des Geistes erlernt, er braucht wenig Aufwand und kan in kurzer Zeit di Früchte seines Fleises einernden. Wer sich aber den Wißenschaften widmet, mus vile Jare, vile Kräfte der Sele daran wenden, bis er es zu derienigen Vollkommenheit bringt, di ihn zu einen brauchbaren Man für den Staat macht. Er mus vile Kosten auf di Erlernung seiner Studien wenden, di ihm oft durch das Amt, das er zuweilen erst nach langem Harren bekomt, kaum

wi-

wider ersezt werden. Wer solt ihm für so vile Müe, für so vilen Aufwand an Zeit und Geld nicht di Vorzüge gönnen, di er sich durch seine Studien erwirbt. Es ligen solche als der natürlichste Erfolg in der Beschaffenheit des Standes selbst; wer mit seinen Geschäften nur seinen eignen Nuzen zu befördern sucht, der arbeitet ausschlißungsweise nur für sich, bezalt ihn di Welt, so ist seine Absicht erreicht und di Welt ist ihm weiter nichts schuldig, Geschäfte hingegen, welche di menschliche Wolfart zum Gegenstand haben, erweken schon an und vor sich das Gefül der Ehrfurcht, und verdinen allemal Ehre. Selbst der hoe und nidre Adel mus bis zum Regenten mit den Kentnisen dises Standes gezirt und ausgerüstet seyn. Der ganze Staat räumt ihm seine Vorzüge ein und vertraut ihm di wich-

tigsten Aemter an: Wer solte den Stand nicht gerne ehren, der dem Staat seine Jünglinge in der Schule zu künftigen brauchbaren Mänern bildet, der di Menschen in öffentlichen Versamlungen von den Wegen unterweist, di si zu irem waren Glük füren, der inen so manche heilsame Leren für den rechten Gebrauch ires Lebens gibt und inen, bei so mancher Verworrenheit menschlicher Schiksale, di Quelle der Beruigung zeigt! wer solte den Stand nicht ehren, der für das köstlichste unter den irdischen Gütern, für Leben und Gesundheit sorgt! wer solte den Stand nicht ehren, der di Rechte der Menschen schüzt und verteidigt, der so manchen Bedrängten hilft, so manche unglükliche Familie aus dem Elend reißt! Wer solte den Stand nicht ehren, der so viles zum Besten der Menschen anordnet, der

auf ieder Stufe der Ehre, durch Beförderung der Wolfart so viler Menschen, Segen um sich verbreitet! Ehre und Ansehen mus disen Stand auszeichnen, wenn di Bemüungen Eindruk und guten Erfolg haben, wenn das Achthaben eigner Pflichten nicht entschlumern, wenn di Antribe zum nachamungswürdigen Vorgang nicht erschlaffen sollen. Der Staat ist ihm Ehre schuldig und entledigt sich von seiner Schuld durch Titel und Kenzeichen der Ehre, di der Regent erteilt.

Es gibt Menschen im gemeinen Leben, di sich durch di öftere Verwaltung oder Beobachtung eines und des andern Geschäfts, durch Nachdenken einige beßere natürliche Einsichten erwerben, als di natürlichen sind, und nun Männer in kleinen Aemtern für gering ansehen und si verach-

ten, in der Meinung: als ob si dise Geschäfte eben so gut versehen wolten; gleichsam, als obschon einige unbestimte Einsichten, durch mechanische Uibung erlernt, schon genug zu Fürung eines Amts und der darin vorkommenden Geschäfte wären, welche doch meistens Kentniß erfordern, di bestimte Grundsäze voraussezen; und von wem haben solche Leute ire Einsichten? haben si solche nicht der Schule oder den Büchern der Gelerten zu danken; wi unzureichend würden solche nicht in gewißen Fällen seyn! Es gibt zwar Posten, di wenig Kentnise erfordern, aber auch Posten, di vile ausgebreitete Kentniß erfordern, und beide wollen ausgefüllt seyn. Solte diser Stand keine Vorzüge gewären, würde wenig Reiz übrig bleiben, solchen zu wälen und di meisten würden liber ein leichters Geschäft treiben,

ben, das nicht so vil Zeit, Müe und Kosten erfordert. Ehre, dem di Ehre gebüret!

Dise Vorzüge gebüren auch dem Soldatenstand, der sich ebenfalls durch vorzügliche Eigenschaften der Sele auszeichnet, nemlich durch di erhabnen Eigenschaften der Tapferkeit und des Heldenmuts. Welch eine grose Handlung: auf der einen Seite di Bequemlichkeiten des Lebens, und auf der andern di Gefaren des Krigs zu verachten, der tausendfachen Todesgestalt der Schlacht entgegen zu gehen, wo Feuerschlünde und Schwerder zu tausenden wüten, um aus disem blutigen Getümel Rettung, Glük und Rue für ganze Staaten zu holen! Solte der Stand der Kriger nicht Ehre verdinen? Ja! alle Zeiten und Völker errichten dem Helden Ehrensäulen und

Denkmäler und di Geschichte zeichnet seinen Namen ins Buch der Ewigkeit, mit tausendfältigen Zungen verkündigt di Fama seine Taten und di schönsten Töchter des Landes winden ihm den Kranz! Wer würde noch das Schlachtfeld betreten, wenn nicht der Lorber darauf blüete!

Ein noch andrer Grund der Ungleichheit unter den Menschen ligt in der grosen Verschidenheit des Reichtums, den si besizen, der eine hat kaum so vil, als zu seiner täglichen notdürftigen Narung gehört, der andre lebt im Uiberfluß; der eine kan sich kaum bedeken, der andre hat eine Menge von Kleidern im Vorrat, der eine hat eine elende Hütte von Leimen und Stro erbaut, der andre einen prächtigen Pallast, der noch dazu mit allen seinen geräumigen Zimmern oft unbewont ist; der eine hat kaum

ein

ein Aekergen, das ihm sein Brod, kaum ein Schaf, das ihm seine Wolle, kaum eine Zige, di ihm ire Milch gibt, der andre ganze Herden auf der Weide, eine Menge von Ackern und Wisen, oft ganze Güter, ganze Provinzen, ganze Länder. Warum hat nicht einer so vil wi der andre? haben nicht alle Menschen gleichen Anteil an diser Erde und an iren Gütern? Woher dise Ungleichheit? Der eine ist klug, fleisig und der andre unweise, läßig und verschwendrisch, der eine heiratet ein Mädgen mit einer reichen Morgengabe, der andre verscherzt sein Glük in einer blinden Libe, den einen sezen reiche Erbschaften in den Besiz viler Güter, dem andern hinterlaßen seine Eltern Armut und Schulden; manchen begünstigt di Götin des Glüks: irem Günstling gelingt ieder Entschluß, iede Tat, iedes Unterne-

nemen; er gewint, an irer verborgenen Hand geleitet, Reichtůmer und Herden und Gůter und Lånder; manchen begleitet das Mißgeschik auf dem dornigten Pfad seines Lebens und erteilt ihm das Los der Armut; kein Unternemen will ihm gelingen, keine seiner Bemůungen will ihm Frůchte tragen. Das sind di Quellen woraus den Menschen das verschidne Mas ires Anteils auf diser Erde zuflißt. Wer Klugheit beweist, iedes Mitel zum Erwerb aufsucht mit Fleis und Eifer seine Geschåfte abwartet und mit dem Erworbnen sparsam umgeht, kan nach und nach sich einen Vorrat des Vermögens samlen, wer hingegen seine Sinnen und Gedanken in Trågheit schlummern låst, di Můe der Arbeit scheut und, was er besizt, verschwendet, dem wird Armut zu Teil; wen das Glůk begůnstigt, der gelangt auf al-

lerlei Wegen, selbst im Schlaf, zu grosen Besiztümern und, wen es haßt, dem raubt das Mißgeschik, auch was er hat. Kan di Armut deswegen verlangen daß der Reichtum Teilung mit ihm halten soll? Di Pflicht der Woltätigkeit darf wol der Begüterte bei seinem Uiberfluß nicht vergeßen, di Pflicht, dem Dürftigen hülfreiche Hände zu biden, aber di Hälfte von seinen Gütern ist er ihm nicht schuldig. Wenn auch heute der Besiz des Eigentums bei allen Menschen gleich wäre, würde doch in wenigen Jaren alles wider auf dem vorigen Fus stehen. Di Güter des Faulen würden nach und nach abnemen, der Unweise würde das Seinige aus den Händen verliren, der Verschwender würde alles, was er hat, verpraßen, der Kluge, der Fleisige, der Sparsame würde hingegen das

Sei-

Seinige vermeren und das Glük würde auch seine Rolle dabei spilen, wobei seine Günstlinge sich wol befinden würden. Es würde bald wider Reiche und Arme geben, und im Wechsel der Dinge würden Reiche wider arm und Arme reich werden.

Di gröste Ungleichheit aber unter den Menschen entsteht aus dem Unterschid zwischen Regent und Untertan. Der eine befilt, erlaubt, oder verbidet; und der andre gehorcht. So anstößig auch Schwindelköpfen diser Unterschid ist, so ist solcher doch im Zusammenhang menschlicher Verhältnise in der Natur der Sache, in der Geschichte aller Völker und Zeitalter und in dem Begrif einer Staatsverfaßung gegründet. So wi es natürlich ist, daß Kinder, deren Fäigkeiten nicht hinreichend, deren Ein-

sich-

sichten zu schwach sind, di überhaupt nicht im Stand sind, ir eignes Beste zu besorgen, di Vorsorge dafür iren Eltern überlaßen und und inen gehorchen, so ist es auch natürlich, daß erwachsene Menschen von schwächern Einsichten, von wenigern Kentnisen, als zu irer allerseitigen Wolfart bei irer allgemeinen Verbindung erforderlich ist, und deren Narungssorge alle ire Aufmerksamkeit auf sich ziet, di Sorge für ire allgemeine Glükseligkeit andern überlaßen, von denen si an hoen Einsichten übertroffen werden, und iren Ratschlägen, iren Verordnungen irer Lenkung willig folgen. Das fordert auch der Zusammenhang der Verhältnise; denn Menschen di durch di Vorsorge andrer beträchtliche Vorteile genisen, sind inen auch den Gehorsam schuldig, one welchem dise Vorteile nicht bestehen können. Di natürliche

liche Folge und Notwendigkeit diser Verhältnise beweist di Geschichte aller Zeiten und Völker. Von der ersten Entstehung der Menschen an bis auf di gegenwärtigen Zeiten war diser Unterschid unter den Menschen herschend. So wi Horden sich vergröserten, Völker durch Zuwachs und Vermerung sich weiter ausbreiteten, fülten si auch alsbald di Notwendigkeit sich Oberhäupter zu wälen. Di Notwendigkeit dises Gedankens erfolgt auch aus dem Begrif, den man sich von einer Staatsverfaßung macht. Wenn unter einem Staat nichts anders verstanden wird, als di Vereinigung einer Menge Menschen, oder eines ganzen Volks zu einem gemeinschaftlichen Zwek, so kan auch di Oberherrschaft nicht von disem Begrif getrent werden, one welche diser Zwek nicht erreicht werden kan.

Wi wolte ein Staat bestehen, der keinen Oberherrn håtte? Jeder würde nach seinem Gutdünken handeln und alle Ordnung würde aufhören. Nur durch di Aufsicht und den Schuz eines Oberherrn, durch dessen heilsame Vorschriften werden alle in den Schranken der Ordnung erhalten und allgemeine Glükseligkeit befördert.

So gros auch dise Verschidenheit unter den manchfaltigen Glidern des Staats in allen iren Erscheinungen ist, so ist solche doch der einzige Bestimmungsgrund zur allgemeinen Glükseligkeit sowol, als zur Glükseligkeit eines ieden einzelnen Glids in der menschlichen Gesellschaft.

Aber wo ist dise Glükseligkeit? Widersprechen disem Saz nicht alle di kontrasti-

renden Erscheinungen in der bürgerlichen Welt, di uns täglich und stündlich vor Augen kommen: Hir einer in einem prächtigen Staatswagen, dort ein andrer am Schubkarn! Hir einer mit Stern und Ordensband, dort ein andrer in Lumpen der Armut! Hir ein Reicher im Glanz und Uiberflus, dort ein Armer in Kummer und Elend! Hir di leidende Tugend und dort das frolokende Laster! Hir Flor der Handlung der Gewerbe und des Feldbaus, dort Wetterschlag, Mangel im Narungsstand und der elektrische Funke des Pankrots! So wunderbar dises Gewebe von Glük und Unglük, von Hoheit und Nidrigkeit von Reichtum und Armut scheint, so erhellt doch weiter nichts Widersprechendes für meinen Saz daraus, als daß, auser dem, was zur Geschichte menschlicher Schiksale gehört,

di in dem Buch enthalten ist; welches di Hand des Ewigen schreibt, auser dem, was aus den Einwirkungen andrer Menschen auf unsern iedesmaligen Zustand entspringt, viles von eines ieden eignem Verhalten abhängt. Wer den rechten Gebrauch seiner Kräfte beobachtet, Treue und Fleis in seinem Beruf beweist, Achtung für Tugend und Sitlichkeit hegt, seine Bestimmung stets vor Augen hat, sich richtige Begrife von dem Wert der Güter macht und inre Zufridenheit bei dem Genus derselben besizt, der wird leicht in iedem Stand glüklich seyn können. Menschen müsen nur nicht glauben, daß Reichtümer und Ehren geradezü glüklich machen, zumal wenn si di Gefaren und Beschwerden mit allen iren Versuchungen nicht kennen, di damit verbunden sind. Haben aber dise Güter der Erde doch Rei-

ze in iren Augen, so handeln si töricht und zwekwidrig, wenn si di Mitel nicht gebrauchen, di si zum gewünschten Zil füren. Wer di Kräfte seines Geistes in sich schlumern läst, wer di Sitlichkeit verachtet und von der Tugend weicht, von dem wird di ware Ehre flien, wie ein Schatten, nach dem er nur im Traum hascht. Wer nicht alle Wachsamkeit bei seinen Geschäften hat, seine Gewerbe nicht mit allem Eifer treibt, seine Arbeiten nicht gehörig abwartet, wird notwendig di üblen Folgen seiner Nachläßigkeit in seinem Narungsstand empfinden und ni zu Reichtum gelangen, wenn ihn nicht das Glük zum Erben macht. Und wem seine Bestimmung so weit aus den Augen ligt, daß er sich auf Abwege der Ausschweifung und Verschwendung verirrt und den Winken des Lasters folgt,

der

der taumelt der Armut zu und der Schande. Wer hingegen den Drang seiner Bestimmung so ser fült, daß er alle Kräfte aufbidet, seine Pflichten zu erfüllen, daß er mit edlem Eifer bei ieder Gelegenheit Licht und Warheit verbreitet, erwirbt sich di hörn Vorteile des Rums, der Ehre und des Ansehens; wem der grose Gedanke in seiner Sele erwacht, wer di hoe Kraft, den heisen Wunsch fült und in Ausübung bringt, Glük und Wolfart über ganze Staaten zu verbreiten, wer nidre Trägheit verachtet, jeder Gefar trozt und grose Taten tut, dem werden Ehrensäulen errichtet, der erhält Ordensband und Stern. Di Handlungen des Menschen bestimmen meistens sein Glük, seine Handlungen machen ihn gros oder klein, reich oder arm, geehrt oder verachtet; grose Handlungen bringen grose Vorteile,

teile, kleine Handlungen kleine; und wenn auch der Erfolg nicht allemal äuserlich eintrift, so bestimmen doch di Handlungen und das Verhalten den Wert des Menschen.

Ein ieder hat auf diser Erde sein Stük Feld, seinen Garten, oder sein Beetgen, das er baut; wer eine Meze säet, erndet den Ertrag einer Meze und wer 10 säet, den Ertrag von 10. Wer Früchte baut, pflükt di Art, di er pflanzt, und wer Blumen ziet, dem blüen auch Blumen. Aber Boden und Witerung ist verschiden und di Bearbeitung ist auch verschiden.

Woher nun noch so manche andere auffallende Erscheinungen in der Welt, di oft unter keinen Begrif zu bringen sind? Hir ein Man mit allen Kentnisen und Talenten

aus=

ausgerüstet, einen wichtigen Posten zu begleiten und der menschlichen Gesellschaft zu nüzen und doch in Mangel und Elend! Dort ein Rechtschafner, den di ganze Welt dafür erkent, der von ieher Eifer und Treue in der Beobachtung seiner Pflichten, iederzeit Regelmäsigkeit und Ordnung in seinem Wandel bewis und der doch unglüklich ist und vergebens nach Hülfe seufzt! Dort ein Edler, in welchem eine erhabne Sele wont, deßen Herz vom Gefül der Menschenlibe voll ist, der nimals nidrig handelt und doch bringt er schon einen grosen Teil seiner Tage im Staub der Nidrigkeit zu! Ist auch hir ein Ebenmas von Erfolg und Handlung? Wenn wir Blike in di Verhältnise der Menschen tun, werden wir den Grund leicht entdeken und finden, daß es gar vile Handlungen auser uns gibt, di einen wi-

drigen Erfolg für uns haben, der gemeinig- lich mit dem Erfolg unsrer Handlungen und Absichten in Kollision komt, und wird darauf aufs neue klar, daß, ie näer wir in unsern Absichten zusammen kommen, desto mer sind wir einander hinderlich, und ie weiter wir in unsern Absichten von einander entfernt sind, desto eher können wir solche erreichen. Zwei suchen ein Amt, der eine hat vile Freunde, besizt vil Vermögen, weis alle Versprechungen und Kunstgrife anzuwenden, der andre hat Feinde; wenn auch sein Verhalten ihm solche nicht zuzien konte, so hat doch sein Vater vileicht einem einmal entgegen gehandelt, oder seine Muter sich einmal Verdruß zugezogen; andre sind sich vileicht begangner Ungerechtigkeiten an den Seinigen bewust,

fürch-

fürchten bei seiner Beförderung di Anbung, — weil Menschen gewont sind, di Denkungsart andrer nach der irigen zu meßen — er ist noch dazu arm, verläßt sich auf keine Schleichwege: iener erhält das Amt und diser muß zurük treten. Er sucht sein Glük in der Ferne: nun ist er auf einmal ein Vaterlandsverächter, man stellt überall geheime Posten auf, di den Ruf seiner Rechtschaffenheit schmälern, seinen Karakter und seine Kentnise herabsezen und ihm in seinen Absichten, in seiner Unterkunft hinderlich werden. So entstehen aus fremden Absichten und Handlungen Folgen, di unsern Absichten und Handlungen entgegen und wovon uns di meisten und wichtigsten oft verborgen sind. Es ist also Klugheit, entweder so weit auszuweichen, daß di Wirkungen von den widrigen Gesin-

nungen unsrer Feinde uns nicht erreichen, oder daß wir den Schuz Höerer suchen, di iene Verfolgungen unkräftig machen, oder daß wir mit den Waffen der Gerechtigkeit gegen unsre Feinde zu Feld zien. „Aber oft hört auch di Gerechtigkeit nicht, oft sind auch zu irem Beistand di Wege durch den Einfluß der Gönnerschaften versperrt, oft haben sich schon Vorurteile, oft Verleumdungen eingeschlichen." — Wer da nicht Auswege zu andrer Hülfe und an unparteiische Behörden zu finden weis, hat alsdenn wirklich gegründete Ursachen über sein widriges Geschik zu seufzen und sein Los gehört dann in di Tränengeschichte widriger Schiksale.

Wenn Menschen fragen, warum si gerade arm, oder gebrechlich zur Welt kommen?

men? kan inen solches aus allerlei natürlichen Ursachen und iren Folgen einleuchtend gemacht werden. Der Grund der Armut kan in den naen, oder entfernten Ursachen der Nachläßigkeit oder widriger Vorfallenheiten irer Eltern oder Voreltern ligen; der Grund der Gebrechlichkeit oft in den Ausschweifungen in der früen Verschwendung der Kräfte irer Väter und Mütter. Aus allem dem können si Regeln der Behutsamkeit samlen; di oft desto dringendere Beförderungsmitel zu einem beßern Glük werden. Uiberhaupt aber gehören Unglüksfälle, wovon wir keinen Grund einsehen können, Gebrechlichkeit, Reichtum und Armut, Hoheit und Nidrigkeit und manche andre besondre Umstände, unter denen wir durch di Geburt ans Licht der Welt treten, ins geheime Buch der ewigen

Vor-

Vorsehung, das vor unsern sterblichen Augen nicht aufgedekt ist und di wir schuldig sind, bei iren weisen Anstalten im Staub der Anbetung zu vereren. Di Natur geht bei der Bildung unsers Körpers den Gang der Ordnung und ir Genius gibt uns bei unserm Eintrit in di Welt das bestimte Los, worauf der Grad unsrer Fähigkeiten und Neigungen gezeichnet ist, womit wir nach dem Verhältnis einer beßern oder schlechtern Ausbildung unsre eigentümliche Rolle spilen.

Wir wollen also mit der weitern Betrachtung dises Gegenstands nur bei dem stehen bleiben, was wir sehen und hören und worüber wir nach unsern menschlichen Einsichten mit Augen der Filosofie urteilen können.

Was ist di Gleichheit, von der so vile Menschen träumen? Ein Hirngespinst brausender Köpfe, das entweder von der Unwißenheit, oder vom Irtum, oder von üblen Leidenschaften erzeugt wird. Di für disen Wan eingenommen sind, betrachten gemeiniglich di Menschen aus dem allgemeinen Gesichtspunkt der Menschheit, di Leidenschaften räumen di Vorzüge, wodurch Menschen nach irer Natur sowol, als nach irem bürgerlichen Betragen und Verhältnis sich vor einander auszeichnen, aus den Augen und nun entspringt das — im allgemeinen betrachtet, richtige, aber, vermöge der falschen Anwendung und der falschen Begrife, di damit verbunden werden — irrige Resultat: Es ist ein Mensch so gut, wi der andre. Daß ein Mensch von Geist und Körper zusammengesezt ist, wi der an-

dre, daß alle di Gabe des Verstandes gemein haben, daß di Rechte der Menschen allgemein sind, daß alle Menschen zur Glükseligkeit bestimt sind, hab ich schon im Anfang gezeigt und keiner wird das leugnen. Alle dise Eigentümlichkeiten der Menschheit haben auch iren Wert und ire Gültigkeit im bürgerlichen Leben; aber di Grade diser Vollkommenheiten, unser Verhalten und der Wert unsrer Handlungen, wobei di Handlungen des Geistes allemal vor den körperlichen iren Vorzug behaupten, ist unendlich verschiden; wir haben den Menschen nicht blos als Menschen zu betrachten, sondern als Glid des Staats; in so fern seine Handlungen einen guten oder bösen, einen unbedeutenden, oder wichtigen; einen gewönlichen oder auserordentlich grosen Einflus auf den Staat haben.

Der

Der Lasterhafte, der ieder Ausschweifung sich überläßt und der Tugendhafte, der sich eines regelmäsigen Wandels befleisigt; der Dib, der andern das Jre raubt und der Freigebige, der andern Menschen Woltaten erweist; der Mörder, der seinen Nebenmenschen ums Leben bringt und der Edle, der andern Menschen hilft und si glüklich macht: sind dise Menschen einander gleich? Der Fäige, der zu allen Geschäften eine besondre Geschiklichkeit zeigt und der Unfäige, der zu nichts zu gebrauchen ist; der Fleisige, der unermüdet in seinen Arbeiten ist und der Träge, der seine Hände in den Schos legt und über seiner Faulheit verarmt, der Unwißende, dem es gleichgültig ist, wi es in der Welt ausfiet, der sich wenig um das bekümert, was der Welt Nuzen schaft, und

der Gelerte, der alle Warheiten alle Kentnise hervorsucht, di zum Besten der Menschen gereichen, inen Belerung und neue Erfindungen gibt. Feige, di im Schos der Weichlichkeit ire Tage verschlumern und Helden, di ieder Witerung ieder Gefär, selbst dem Tod trozen, der auf der Ban der Ehre lauret, di si betreten, sind dise Menschen einander gleich? Nein! ire Handlungen machen si ungleich. Worin besteht also di Gleichheit, zu der Menschen gelangen können? In nichts anders, als in der verhältnismäsigen Uibereinstimung unsrer iedesmaligen Umstände und Handlungen mit irem Erfolg. Wer also so fleisig, so tugendhaft ist, wi der andre, solche Geschiklichkeit, solche Gelersamkeit besizt, so vil zum Wol des Ganzen beiträgt, der kan auch nach Beschaffenheit der Umstände verhältnismäsige An-

sprüche auf gleiche Vorzüge und Vorteile machen.

Der Tugendhafte erwirbt sich also durch seine gute Handlungen Lob und Beifall, und der Lasterhafte Tadel und Verachtung; der Fleisige genist di Früchte seines Fleises und der Faule mus darben; Wer nur für sich arbeitet, genist den Nuzen, den er sich dadurch verschaft, und wer sich Verdinste um di Welt erwirbt, genist di Ehre und den Rum, den si ihm dafür darbidet; für Uibeltaten sind Denkmäler der Schande errichtet und für grose Taten, zum Glük der Menschheit getan, Denkmäler der Ehre. Das ist di Gleichheit, in di unser Verhalten uns sezt; Umstände, Verhalten und Erfolg ist allemal einander gleich und nach der Verschidenheit und Ungleichheit unserer Umstände

und Handlungen ist auch der Erfolg ungleich und verschiden.

Der sicherste Weg, worauf wir andern nacheilen können, um inen gleich zu werden ist di Erwerbung der Vollkommenheiten, di andre besizen. Aber wi wenige finden disen Weg! Dem einen felen di Eigenschaften des Körpers, dem andern di Eigenschaften der Sele, di ihn in eine erwünschtere Lage versezen, oder di ihm den Weg zu Ehrenstellen und glänzenden Umständen banen könten; den einen hält seine Neigung, den andern seine Verhältnise von der Ban zurük, di ihn entweder in einen beßern, oder in einen höern Stand füren könten; wer aber auch das Glük hat, mit allen Vorzügen versehen zu seyn, scheut oft di Müe, di erforderlich ist, unterläst oft den Fleis, der

dazu

dazu gehört; ihn an das Zil der Bestimmung zu füren, das ihm di Natur durch dise Vorzüge anweist. Nur der, der seine Kräfte gehörig schäzt und zwekmäsig braucht, seine Neigung durch das Anschaun des hoen Werts und der Wichtigkeit seiner künftigen Bestimmung imer mer und mer stärkt, sich dadurch zum unermüdeten Fleis antreiben läßt, seinen Geist mit allen nötigen Kentnisen bereichert, sich der Bildung seiner Lerer mit Bigsamkeit überläßt, den sanften Vorschriften einer guten Erziung folgt, sein Betragen nach den Regeln der Tugend, der Sitlichkeit und des Wolstands formt, kan sich auch aus dem Staub der Nidrigkeit und Armut zu hörern Umständen des Glüks und der Ehre aufschwingen; einem jeden steht der Weg dazu offen und di Geschichte zeigt uns tausende, di auf disem Weg das Zil

irer Wünsche und ires Strebens erreicht haben.

Aber sind denn wol di glüklicher, welche Ehre, Hoheit und Reichtum besizen, als di, so in Nidrigkeit leben und dabei ein mäsiges Auskommen haben? Wi vile Bemüungen sezt nicht der hohe Stand voraus! Wi vile Sorgen sind nicht damit verknüpft, wi mancher erschöpfende Aufwand nicht damit verbunden! Von welchem Tadel, von welchen Anfechtungen, von welchem Verdruß ist er nicht umgeben! Wi schlüpfrig ist nicht di steile Ban der Ehre! Alle Worte, alle Handlungen kommen auf di Probe der Kapelle; selbst, wenn di übrige Welt der sanfte Schlaf erquikt, beschäftigen noch wache Gedanken und rege Sorgen seinen müden Geist, und verscheuchen von ihm di

Süſigkeiten des Schlumers. Der Man im nidern Stand lebt weit ruiger, weit unangefochtner; di Welt nimt ihm ſeine Worte und ſein Betragen nicht ſo genau, es ſind nicht ſo vile Augen der Beobachtung und des Tadels auf ſeine Handlungen gerichtet; wartet er ſeinen Beruf treulich ab und zeigt nur ſonſt di gewönliche Erbarkeit in ſeinem Wandel, geniſt er immer di gebürende Achtung der Welt. Der Reichtum macht ebenfalls noch nicht glüklich; der Reiche mus ſich täglich mit ängſtlichen Sorgen quälen, wi er ſich im Beſiz ſeines Reichtums erhalten will; er kan durch ſchlechte Schuldner um das Seinige kommen, Dibe können es ihm rauben, Unglüksfälle können ihn drum bringen. Kent er den weiſen Gebrauch ſeiner Güter nicht, können ihn ſolche auf Abwege des Verderbens leiten

ten und ihn um das köstlichste in der Welt, um Leben und Gesundheit bringen; übermäsiger Genus und Ausschweifung waren schon oft di traurigen Beförderungsmitel zu einem sichen Körper und einem frühen Tod. Der Man, der bei seinen Arbeiten sein nötiges Auskommen hat, und ein mäsiges Leben fürt, kan bei einer dauerhaften Gesundheit ein langes Leben genisen und dabei manches häusliche Glük, manche erlaubte Freude des freundschaftlichen Umgangs und di besten Freuden mit ieder Jarszeit, welche di Natur ihm darbidet. Selbst der Aermste, selbst der Nidrigste kan oft froer und glüklicher leben, als der Reichste und Höchste. Worin besteht unser Glük? In der Zufridenheit über di Erfüllung unsrer Wünsche und Absichten. Wi wenig sind nicht oft der Wünsche und Absichten des nidern Stands!

Stands! Wi leicht können solche nicht befridigt werden! wi kurz und sicher sind da nicht di Wege zum Zil! Alle Wünsche und Absichten schränken sich da oft nur auf ein Stükgen Feld auf ein Wisgen auf ein Aekergen, auf den Gang eines Gewerbs, auf ein bisgen häuslichen Wolstand ein und — dann ist es auch gut; denn geringe Forderungen füren am nächsten zum Zwek, und das Glük, das man darin sucht, ist bald erreicht; so bald aber di Wünsche und Absichten di Grenzen überschreiten, di di Vernunft bezeichnet, so bald si di Kräfte übersteigen, di zur Erreichung erforderlich sind, werden si di Störer unsers Glüks und unsrer Rue. Aus der Verwandschaft diser Gründe erhellt di Ursache, warum Glük und Zufridenheit so selten mit Hoheit und Reichtum verbunden ist: es sind hir der Gegenstände zu vil, di unsre Wünsche rei-

reizen, auf di unsre Absichten gerichtet sind und di wenigsten können auf einmal befridigt werden; manche sind zu entfernt, manche zu ungewis, manche mit zu vilen Hindernisen umzäunt; man arbeitet, man sorgt, und, ist ein Wunsch erfüllt, vernichtet er entweder 10 andre Absichten oder erzeugt so vil neue Wünsche, und so ist ein beständiges Sorgen und Arbeiten und Wünschen, wobei das Herz stets unzufriden bleibt. Welcher ist glüklicher, der in einer Strohhütte wont, oder der einen prächtigen Pallast innen hat? welcher ist glüklicher, der einen leinenen Kitel trägt, oder der in Samt und Seiden prangt? welcher glüklicher, der mit einfacher Kost seinen täglichen Hunger stillt, oder der, für den eine Tafel mit den köstlichsten Speisen täglich besezt wird? So unbestimt auch dise Fra-

gen dem Nachdenkenden sind, so scheint di Entscheidung manchem, der nur nach dem äusern Schein zu urteilen gewont ist, in der Uibereilung leicht; aber si ist so leicht nicht. Wer hir nur nach dem Augenschein urteilt, der irrt sich ser; ein groser Pallast, ein prächtiges Kleid, eine köstliche Tafel machen an und vor sich noch nicht glüklich; eine Hütte dekt auch vor Wind und Wetter und hat für ire Bewoner ire Bequemlichkeit; ein leinener Kitel, ein grobes Tuch dekt auch di Blöse und schüzt für Kälte, Brod schmekt dem Hungrigen auch und gibt ihm Narung und Kraft. Wir können dise Frage nicht eher recht entscheiden, als bis wir eines ieden Wünsche und Absichten kennen und wißen, ob si seiner Lage, seinen Kräften angemeßen sind; der weise Gebrauch unsrer Umstände, di Anwendung der schik-

lichsten Mitel zu irer besten Einrichtung und Verbeßerung und di dadurch erlangte Erfüllung vernünftiger Absichten und Wünsche gewärt uns Zufridenheit und Zufridenheit macht uns glüklich.

Also Hoheit und Reichtum macht nicht geradezu glüklich, Armut und Nidrigkeit nicht geradezu unglüklich; der Grund unsrer Glükseligkeit ligt also nicht auser uns, sondern in uns; Menschen können also unter allen Umständen glüklich seyn, wenn si ire Zufridenheit auf vernünftige Absichten gründen, und di rechten Mitel nicht verfelen.

Di rechten Mitel sind Vernunft und zwekmäsiger Gebrauch unsrer Kräfte. Di Vernunft zeigt uns unsre Bestimmung, lert

uns den waren Wert der Dinge, lert uns das Ware vom Falschen unterscheiden und leitet uns bei der zwekmäsigen Anwendung unsrer Kräfte auf di sicherste Ban zu unserm Zil.

Dise Mitel haben wir alle in Händen, in einem hörern, oder geringern Mas; wir können also vermöge derselben alle zu unsern Zwek gelangen, wenn wir si gehörig anwenden; aber daraus folgt nicht, daß wir, um zufriden und glüklich zu seyn, alle zu einerlei Zwek gelangen müsen, sondern zu einem verhältnismäsigen Zil. Unser Zwek mus vernünftig seyn, mus unsern Kräften, unsern Umständen, unsrer Bestimmung angemeßen seyn; wenn das nicht ist, werden wir solchen nimals erreichen und folglich unbefridigt bleiben.

Der

Der erste Grund unsrer Zufridenheit ligt in der Befridigung unsrer Bedürfnise. Ein ieder kan Brod zu seiner Narung, ein ieder Kleider zu seiner Bedekung, ein ieder Wonung finden; Wer Kräfte fült, seinen Wolstand zu verbeßern, sein Glük zu erhöen, Wonne der Rue und des Fridens über seine Tage zu verbreiten, würde nicht klug handeln, wenn er di Gelegenheiten versäumte, di zu disem beßern Zil füren.

Woher nun so vil Unzufridenheit unter den Menschen? Di meisten suchen den Zwek, one di Mitel zu gebrauchen. Di meisten sezen ire Bestimmung aus den Augen, machen sich falsche Begrife von dem waren Wert der Güter. Si vergleichen ire Umstände zu oft mit den Umständen andrer, selten aber meßen si das Mas irer Kräfte

da=

dagegen; di meisten sehen nur durch das betrügliche Glas der Sinne, und halten alles für Glük, was glänzt. Dise sinlichen Betrachtungen, erweken in inen di Leidenschaften des Neids und der Mißgunst, di si oft um so heftiger fülen, iemer si ire Schwäche empfinden, iemer si sich durch dise Empfindung auser Stand sehen, sich in eben dergleichen vermeinte Glüksumstände zu versezen. Der Kluge richtet seine Augen stets auf sich und seine Geschäfte, richtet seine Sorgen und seine Gedanken nur auf das, was in seinem Wirkungskrais ligt, oder Einfluß darauf hat; der Tor hingegen tadelt di Einrichtung der Welt, und beklagt sich, daß er nicht eben so glüklich ist, als andre, di doch eben auch keine beßre Menschen seien, als er. Weil er andre nicht erreichen kan, sucht er si in seine Klaße herab=

herabzusezen. In seinen Augen sind ganze Stände überflüsig. Unzälige Artikel könte man, nach seiner Meinung, in der Welt entberen; nach seinem schifen Urteil brauchte man allen den Aufwand nicht, der gemacht wird; Aber welche törichte Urteile fällt nicht Unwißenheit und Leidenschaft! Eben di Vorzüge, di Menschen so ser von einander unterscheiden, eben der Aufwand, der in der Welt gemacht wird, ist di grose Quelle, aus der unzälige Arbeiter iren Unterhalt schöpfen; eben diser Aufwand ist das stärkste Beförderungsmitel aller Kultur, aller Industrie und des allgemeinen Narungsstands.

Aufwand müs in einer menschlichen Gesellschaft seyn, di durch Kultur und Industrie sich zu einer gewißen Höe emporgeschwun-

schwungen hat. Dadurch werden alle Arten von Gewerben in irem Gang, di Handlung im Flor und alle Tribräder des Ganzen in Bewegung erhalten. Wenn der Reiche nicht mer wolte aufgehen laßen, als der Arme, bliben vile tausend Hände müssig, unzälige Sachen unbenuzt und das Geld als eine verlegne Ware in den Kisten; so aber komt di Münze in Bewegung, das Geld zirkulirt in tausendfältigen Kanälen durch den ganzen Staat, geht von Händen zu Händen und ieder findet seinen Unterhalt.

Dazu legt di Natur uns alle Reichtümer dar, daß wir si hervorsuchen, bearbeiten und gebrauchen sollen. Di Erde öfnet uns iren Schos und bidet uns Gold und Silber sowol, als Eisen und Zin; Diamanten

so wol, als Steine zum Pflastern und Bauen; eben sowol Farben, als Leimen und Kalch dar; alle dise Produkte erzeugt si für ire Bewoner, nicht blos zum Nuzen, sondern auch zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen. Meere und Flüse, Luft und Wälder wimmeln von unzäligen Tiren, di den Menschen ir Fleisch, ire Wolle, ire Pelze und ire Seide geben und wovon si tausendfältige Vorteile zien; Wi sorgfältig verwart nicht di Natur di köstliche Perle in der verschloßnen Muschel, damit si das Meer nicht verschlinge, oder sein Salz si nicht verdirbt, sondern daß Menschen si unbeschädigt finden, für deren Schmuk si solche bestimt hat; und bei alle den unzäligen Schlachtopfern, welche di Menschen im Tirreich täglich machen, singt inen di Nachtigall noch ir bezauberndes Lid. Welche unzälige Arten

von

von köstlichen Früchten und Gewächsen bringt nicht di Erde von Jar zu Jaren für iren Gebrauch und Vergnügen hervor! Solten di Menschen dise Schäze verachten und unbenuzt ligen laßen? Solten si wi Blinde in den reichen Vorratskamern der Schöpfung herum wandern und zur höchsten Not nur das gebrauchen, was di äuserste Notdurft erfordert? Das wäre unverzeilicher Undank, schändliche Trägheit, sträfliche Verachtung der herrlichen Gaben der Natur, di deswegen uns so vile und manchfaltige Schäze und Güter als Geschenke darbidet, um uns unser Leben dadurch angenem zu machen. Darum hat uns eben der weise und gütige Schöpfer einen forschenden Geist gegeben, daß alles bemerkt, alles hervorgesucht werde; dazu di Stärke des Arms, di Geschiklichkeit der Hände gegeben, daß di roe Ma-

terie damit bearbeitet werde, Form und Bildung bekomme und das Leben der Menschen dadurch unzälige Vorteile und Bequemlichkeiten erhalte. Der Geist des Menschen durchforscht also mit Recht den ganzen weiten Umfang der Erde, öfnet den Schacht, macht di Meere schifbar, durchdringt alle Behältnise, Kamern und Winkel der Erde, sucht alle ire Güter, alle ire Schäze, alle ire Kostbarkeiten und Kleinodien hervor, beschäftigt damit Millionen arbeitsame Hände, und ieder gebraucht dann davon, so vil er kan, so vil er sich erwirbt, oder so vil das Glük ihm zuwirft.

Was zur täglichen Narung der Menschen gehört, bringt di Natur in reicher Menge hervor; ein ieder kan also zu den nötigen Lebensmiteln leicht gelangen. Es ligt überdis,

dis, auser dem guten Geschmak, auch eine besondre Kraft in den gewönlichen Narungsmiteln, di dem Körper di hinlängliche Stärke zur Verrichtung seiner Arbeiten geben. Welch eine Kraft ligt zum Beispil nicht im Brod und wer wird es iemals überdrüsig? Schon dise einfache Kost und eine frische Quelle würde zur Erhaltung des Lebens hinreichend seyn; Wi wenig brauchen Menschen nicht zur Befridigung ires Bedürfnises! Aber bei dem müste di Armut schon aufs höchste gestigen seyn, der nicht auch andre Speisen und Getränke genisen könte; denn alle übrige gewönliche Lebensmitel sind in solcher Menge vorhanden, daß solche gemeiniglich um einen billigen Preis zu haben sind und schon bei einem mäsigen Fleis kan ein ieder so vil erwerben, als zum Genus derselben erforderlich ist. Di Natur

hat also in irer Oekonomie für ieden Hungrigen durch den reichsten Vorrat gesorgt. Was di Natur seltner hervor bringt, wovon der Vorrat nicht so gros ist, das ist auch an und vor sich entberlich und gehört nicht mit zur gewönlichen Narung der Menschen. Je seltner hingegen Speisen sind, desto teurer sind si auch gemeiniglich, desto mer Zeit und Aufwand erfordern si auch zu irer Zubereitung und schiken sich also nirgends beßer hin, als auf di Tafeln der Reichen. Warum sehen manche Menschen, bei all dem reichen Vorrat an Lebensmiteln, den di Erde um einen wolfeilen Preis zu irer Narung darbidet, so neidisch auf dise Tafeln? Verliren si etwas dabei? Nein! si gewinnen vilmer dabei. Wi vil wird nicht durch den Genus der seltnen Speisen an den gewönlichen Lebensmiteln erspart!

Sol-

Solten alle Menschen nur altägliche Kost, einer wi der andre, genisen, würde weit mer Brod aufgehen und di übrigen Speisen würden weit teurer werden; und wozu solten di seltnern Gaben in der Natur nuzen? sollen si ungebraucht in di Verwesung übergehen, aus der si kamen? Sollen di seltnen Vögel, di seltnen Fische ire Wanderschaft auf eine so unrümliche Art enden und ungenoßen absterben? ist es nicht rümlicher, wenn si auf dem Bet der Ehre sterben? ist es nicht Erkentlichkeit gegen di gütige Natur, wenn si, in gute Brüen einbalsamirt, den Magen der Reichen zum Grabmal bekommen. Solten alle di köstlichen Weine, di fürtreflichen Früchte umsonst wachsen? Solten di Menschen den Reichen bei dem Genus derselben beneiden? Gibt es nicht noch weit mer Speisen und

Getränke, di ebenfalls einen angenemen Genus für weniger Kosten, für weniger Müe gewären. Was nüzten Lekerbißen auf einem Tisch, woran sich ein arbeitsamer Haushalt sätigen will? Müste der Aufwand nicht zu gros seyn und würde di Absicht nicht verfelt. Sind di gewönlichen Speisen nicht zur Sättigung zureichend? sind si nicht weit narhafter, als di seltnen, und würden di meisten nicht diser bald überdrüßig werden, zumal da si erst durch di Zubereitung den vorzüglichen Geschmak erhalten, wodurch inen di Ehre zu teil wird, auf grose Tafeln zu komen?

Wi vil Geld komt dadurch nicht unter di Leute, womit diselben bei irer gewönlichen Narung sich weit mer Vorteile verschaffen können. Wi vile Menschen haben oft nicht

iren Profit nur von einer einzigen Malzeit! Wi vile Tausende nåren sich nicht davon, daß si di kostbare Speisen in reiche Küchen lifern, di daselbst für grose Tafeln zubereitet werden. Der Reiche, der kårglich lebt, ist ein Geizhals, er verkent di Güte der Natur und ire Absicht; er soll köstlicher leben, als der Arme, damit durch seinen Aufwand wider andre Narungszweige befördert werden. Dazu hat di Natur alles hergegeben, daß alles genoßen werden soll; ein ieder genist davon nach seinem Bedürfnis und nach seinen Umstånden, oder nach der Verschidenheit seiner Natur, denn auch dise ist verschiden; der eine genist grobe, narhafte und wolfeile Speisen, di seinem Vermögen angemeßen sind, di seinem starken Magen Befridigung und den Kråften seines Körpers Kraft und Stårke geben; der andre

leichte Speisen, di der Magen bei sizender Lebensart, oder beim Mangel an dinlicher Bewegung verdauen kan, di seinen Nerven und Organen zu Denken einen wolbereiteten Zuflus an feinen Säften gewären und erwekt oder erhält seine Lebensgeister durch ein Glas guten Wein in tätiger Bewegung; ein Dritter genist Lekerbißen und köstliche Getränke, um seinen Gaumen zu reizen und Hunger dadurch erst zu erweken. Wer erreicht von disen am besten seine Absicht? Wer den besten Appetit hat. Wer keinen Hunger, keinen Durst hat, der empfindet auch keinen Reiz und keine Annemlichkeit beim Genuß der Speisen und Getränke und si werden ihm zum Ekel, wenn si auch noch so köstlich zubereitet sind; der Hunger mus unsre Speisen würzen. Je einfacher di Speisen sind, desto leichter er-

reichen wir di Absicht, di mit dem Genus derselben verbunden ist, nemlich Narung und Stärke, und ie mäsiger si genoßen werden, desto sichrer besteht unsre Gesundheit damit. Der überflüsige Genuß, das Gemische so viler Speisen, di hizigen Getränke, bringen das Blut oft in Unordnung, verderben oft di besten Säfte, und werden oft di traurigen Ursachen der Krankheit und des Todes; da im Gegenteil der bei seiner einfachen Kost und anstrengenden Arbeit des Körpers einer dauerhaften Gesundheit sich zu erfreuen hat. Wem noch ein Trunk frisches Waßer und ein Stük kräftiges Brod schmekt, der freue sich seiner Kraft, daß er so wenig für sein Bedürfnis und für seine Zufridenheit braucht. Der Reiche mus seine Lekerbißen teuer genug bezalen und der Tor tadelt di Haushaltung der Welt, siet mit neidischen

Augen auf di Schüseln der andern und vergißt di seinige darüber. Ein ieder bekomt seinen Anteil aus der grosen Speiskammer der Schöpfung; wer das Seinige mit Danksagung genist, wird Gedeien empfinden. Der Tor murrt oft gerade über das woraus seine Vorteile flisen.

Eben so schif und einfältig sind di Urteile so mancher Menschen über Mode, Puz, Pracht und Eitelkeit und über alle Erfindungen des menschlichen Geistes zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen; Urteile, di ebenfalls aus Unwissenheit Neid und Mißgunst entspringen. Es ist war, es ist verderblich für den Wolstand einzelner Personen und irer Familien und hat schädliche Folgen für den Staat, wenn si Aufwand machen, der ir Vermögen übersteigt; aber das sollen si

auch nicht; ein ieder soll in seinen Schranken bleiben, das versteht sich an und vor sich, sonst handelt er töricht. Uibrigens ist eben dise Art des Aufwands di Quelle aller Betribsamkeit, des Handels und aller Gewerbe: Geld und Waaren kommen dadurch in Umlauf, der Geist des Menschen wird dadurch von einer Erfindung auf di andre geleitet, di Menschen werden dadurch in beständiger Tätigkeit und Aufmerksamkeit erhalten, ir Karakter wird dadurch sichtbar, Wolstand und Sitlichkeit ins Licht gesezt, ire Augen durch stets neue Auftrite ergözt, di Annemlichkeiten und Veränderungen des Lebens abwechslend vermert und von allen Seiten ergisen sich unendliche Vorteile in den Staat.

Di erste Absicht der Kleidung ist: seine Blöse damit zu deken und sich für Kälte zu

schüzen. Der Stand und Beruf eines ieden bestimt schon einigermaßen seinen Anzug; wer sich darnach richtet, kan zu allen Zeiten mit Wolstand vor den Augen der Welt erscheinen.

Aber di Menschen sind nicht blos damit zufriden, Kleider zu tragen, di ire Blöse deken; si sollen inen auch zum Schmuk, zur Zirde gereichen, si wollen auch glänzen. Dise Neigung ligt einmal in der Natur aller Menschen. Selbst di wildesten Völker sind darauf bedacht, iren Körper zu verschönern. Si bemalen deswegen alle blose Teile ires Körpers mit allerlei Farben und Figuren, pudern ire Hare mit allerlei Farbenstaub und schmüken den Kopf mit Federn; si durchboren sich Lipen und Nasen und Oren, um si mit Ringen und Zirraten

zu schmüken, und schneiden sich allerlei Schatirungen in di Wangen, um di Reize irer Schönheit zu vermeren. Warum solten gesitete Nazionen sich nicht schmüken, di es auf eine weit anständigere Art können, für deren Anzug, für deren Puz Millionen Hände arbeiten: Leinwand, Tücher und Stoffe von Wollen und Seide, von allen Farben und Modeln, di di Erfindungskunst nur imer vorzubringen wuste, ligen für eines ieden Wal da, um nach Geschmak und Wolgefallen sich darein zu kleiden; Kostbarkeiten, Kleinodien und Zirraten aller Art, um damit zu prangen. Di Natur selbst geht uns in irer Pracht mit irem Muster vor. Wi prangen nicht di Bäume zur Zeit des Frülings in irem Blütenkleid! Wi prächtig erscheint nicht di Wise in irem Gewand! Welch ein Glanz in den Tropfen

des Taues, worin di Stralen der aufgehenden Sonne spilen! welche reizende Erscheinung und Mischung von tausendfältigen Farben! In welcher Herrlichkeit erscheint nicht der Flor eines Gartens! In welchem tausendfarbigten glänzenden Pomp steht nicht di Versamlung der Nelken da! In welch einem hoen Schmuk der Einfalt erscheint nicht di Narziße, in welchem blendenden Glanz von Pracht das bunte Heer der Tulpen! In welcher sanften entzükenden Farbe di Lavkoje und di Rose! Wi glänzt nicht Gold und Silber, wi schimmern nicht di prächtigsten Farben auf den leichten Flügeln des Sommervogels, womit er von einer Blume zur andern flatert. Mit welchem Glanz von bunten Federn sind nicht di übrigen Vögel ausgeschmükt! In welchen kostbaren Pelzen erscheinen nicht di

Tire der virfüßigen Welt! -- Und der Mensch allein solte sich in einen Sak hüllen und traurig, wi ein Gespenst, in dem herrlichen Reich der Schöpfung daher wandeln? Für wen spint der Seidenwurm seine Seide? für wen trägt das Schaf di Wolle? für wen wächst der Faden zur Leinwand? für wen erzeugt di Erde alle di Menge, den Wechsel so prächtiger Farben? für wen verwart di Muschel ire köstliche Perlen? für wen bereiten di Bergwerke ir Gold und Silber und ire Edelgesteine? daß der Mensch sich damit schmüke, daß er, als das erhabenste Bild in der Schöpfung, Kunst und Natur an seinem Anzug in irer Herrlichkeit zeige. Aber übertreiben mus der Mensch seinen Puz nicht, damit das, was seinen Körper Bedekung geben soll, ihn nicht von seinen Lebensmiteln entblößt; damit das,

was ihm Vergnügen gewären soll, ihn nicht in Schulden und in di damit verbundene traurige Sorgen stürzt; damit endlich das, was ihm Ansehen und Würde geben soll, ihn nicht lächerlich macht; di Natur mus er nachamen, di in irem grösten Glanz, in irer grösten Manchfaltigkeit Würde und Einfalt zeigt. Es mus auch nicht immer Glanz seyn; auch di einfache stille Farbe des Roks zirt iren Man, auch das minder feine Tuch dint zur Deke, di Reinlichkeit gibt auch dem schlechten Rok noch Glanz, daß ein Man noch mit Anstand darin erscheinen kan.

Jeder mus seines Anzugs würdig erscheinen; trägt er ein feines Kleid, so mus er auch in seinem ganzen Betragen Wolanständigkeit und Sitlichkeit zeigen; läßt er seine

Hare

Häre in Rollen legen, trägt eine Frisur, einen feinen Hut, so müsen auch seine Ideen, Wißenschaften und Kentnise darunter verborgen seyn, so mus es auch im inwendigen seines Kopfs aufgeräumt seyn, so mus er auch darauf bedacht seyn, alle seine Begrife nach den Regeln der Weisheit und Klugheit zu formen; trägt er eine Krause am Busen, so mus auch ein Herz in dem innern desselben schlagen, das, für Tugend gebildet, erhabne Empfindungen närt, das für iedes edle und erhabne Gefül offen steht und zu ieder grosen Tat entschlossen ist. Trägt er Strümpfe von Seiden und Schnallen mit Steinen besezt, so müsen seine Füse auch auf der Ban der Ehre und der Tugend wandeln und glänzende Handlungen müsen seine Fustapfen bezeichnen; hängt ein Degen an seiner Seite,

te, so mus auch eine Sele in ihm wonen, di Mut und Tapferkeit besizt und di ieder grosen Tat fäig ist. Di Ur, di er trägt, mus ihn an den weisen Gebrauch seiner Zeit, an di kluge Einteilung seiner Stunden und an seine Bestimmung erinern; sonst ist er nicht vilmer, als ein Sommervogel, der flatert und schimmert.

Unser warer Wert besteht also in unsern Gesinnungen und Handlungen und nicht in Kleidern; der Man ist also nicht nach dem Rok zu beurteilen, er mag prächtig oder schlecht seyn. Indeß bleiben Kleider imer gewiße Kenzeichen äuserlicher Vorzüge und können, oder sollen wenigstens Erwekungen seyn, in den Schranken einer gewißen Wolanständigkeit zu bleiben, di si dem anweisen, den si deken; Anständige Kleidung erwirbt allemal Empfelung und Achtung.

Das Verdinst erscheint allemal bei seinem Anzug in einer gewißen Würde und unterscheidet sich dadurch vom nichtigen Schimmer; Andre suchen nur zu glänzen. Der Reiche sucht den Mangel an waren Vorzügen durch einen prächtigen Aufwand zu ersezen; hat er auch gleich sonst kein Verdinst, als daß er wenigstens doch di Siten des hören Stands nachamt, so kan man ihm doch imer dise eitlen Vorzüge gönnen, er bezalt den Staat und di Welt für dise Vergünstigung.

Diser Aufwand ist sogar notwendig bei Personen von Stand, di das Vermögen dazu haben; es kommen dadurch grose Summen Gelds in Umlauf, eine Menge von Menschen erlangt dadurch iren Unterhalt.

Wi vil gehört nicht zum Nachttisch eines

Frauenzimmers von Stand! Aber wi vile gibt es auch nicht, di sich ein Geschäft daraus machen, alle dise Sachen herbei zu schaffen und iren Profit dabei zu finden! Wi vil kostet nicht ir Anzug, di prächtigen Stoffe, di seidnen Zeuge, Spizen und Bänder! aber wi vile Menschen sizen auch nicht auf Stülen, di bei diser Arbeit ir Brod zu verdinen suchen! wi vil kosten nicht di goldnen Uren, di brillantnen Schnallen, Ringe und Orengehänge, der Perlenschmuk am Hals! Aber wi solte auch der Jubilirer der Goldschmid seinen Unterhalt finden, wenn ihm hir nicht seine Arbeit bezalt würde. Wozu solten dise Kleinodien nüzen, wenn si Menschen nicht zur Ehre der kunstreichen Natur, di si in iren verborgnen Werkstäten erzeugt, zu irem Geschmeide machten! Di samtnen Kleider,

di feinen Tücher, di reichgestikten Westen, di seidnen Strümpfe, di der Vorneme und Reiche trägt, erhalten ganze Fabriken, geben einer Menge Arbeitern ire Narung und sind di einträglichsten Handlungszweige für Kaufleute. Di Frisur erhält einen ganzen Stand, der auf dise Kunst gelernt hat.

Das weibliche Geschlecht ist dem Aufwand des Puzes am meisten ergeben; di Eitelkeit ist ihm gleichsam angeboren und wächst mit inen auf; selbst im bürgerlichen Stand sind si auf nichts mer bedacht, als wi si sich schmüken wollen und sind für Kaufleute, Krämer, Schneider und Schuster einträgliche Kunden. Selbst das reiche Bauernmädgen trägt durch seine Spangen, Bänder und Spizen das Seinige zur Erhaltung des Bordenwirkers bei.

Auch der Wechsel der Moden gibt den Gewerben und dem Kommerz von Zeit zu Zeit einen nenen Schwung. Der Geschmak verlirt sich nach und nach an einer Sache, di man immer vor Augen hat; der menschliche Geist libt di Veränderung, will stets etwas neues sehen, di Erfindungen kommen seinen Wünschen zuvor und verschaffen der Neugirde immer neues Vergnügen.

Vor 50 und hundert Jaren bedekte man Kopf und Rüken mit einem Rollenwerk von Perüke wi mit einem Schlittengeläut, heut zu Tag trägt man leichte Frisuren, oder abgestuzte Hare; vor 20 und 30 Jaren suchte man einen grosen Vorzug in goldbordirten Kleidern, iezt trägt man simple Röke mit einem schön fasonirten Knopf und manschesterne Westen und Beinkleider. Vor zwanzig Jaren kleine und goldbordirte Hüte,

te, iezt simple und grose Hüte. Sonst war man mit Stifeln zufriden, wenn si nur schwarz waren, iezt trägt man englische und gewirte. Vor 40 Jaren trugen di Frauenzimmer Reifröke, womit si durch keine enge Gaße konten, iezt tragen si Pikesche und Polster unter den Röken, di inen das Ansehen einer Schwangerschaft von hinten geben. Ehemals Kapriolhauben, iezt Hüte mit Federbüschen, wi di Husaren. Bald tragen si sich wi eine Zirkaßirin, wenn si auch keinen Zirkasischen Wuchs haben, bald à la Pompadour, wenn si auch gleich iren Geist nicht besizen. Sonst trugen di Kinder Kutten, iezt Matrosenhabit. Ehemals strikten di Bauern und ire Töchter di Schuhe mit Rimen zu, iezt tragen si Schnallen und Stifel. So wechselt di Mode. Wer wolte alle Zwischenveränderungen benamen!

Welches ist nun das beste? Es ist alles gut, was den Menschen behagt, si vergnügt und — nicht ruinirt, was den menschlichen Geist tätig und erfindrisch macht, di Industrie befördert und erspris-liche Vorteile über den Staat, und den Narungsstand seiner Glider verbreitet.

Wi sollen di Menschen anders seyn? Wi sollen si sich tragen? Sollen si eine Tracht für beständig wälen? Sollen si alle Uniform tragen? Das ewige einerlei würde den Augen unendliches Vergnügen entzien, es würden dadurch unbeschreiblich vile Aufmunterungen für di Beschäftigung des menschlichen Geistes aufhören, vile nüzliche Erfindungen würden dabei verloren gehn, weil di Veranlaßungen felten; vile Farben, so wi vile andre Artikel von Materialien,

di einen grosen Handlungszweig ausmachen, würden unnüz und unbrauchbar und di Natur müste unendlich vile Produkte, als Pavel wider zurüknemen.

Uebel möchte es allemal nicht seyn, wenn ieder Stand seine eigne Uniform hätte; es könte vileicht wichtige Vorteile und Bequemlichkeiten haben; Aber wer di Denkungsart der Menschen kent, würde grose Bedenklichkeiten und unendliche Schwirigkeiten auch bei diser Einrichtung finden.

Oder sollen alle Glider des Staats sich nach dem bürgerlichen Stand richten, sollen sich alle wi gemeine Bürger tragen? Ist denn diser Stand das Muster für alle übrige Stände? Wenn das wäre, so wäre di Kultur und Industrie dabei stehen bliben

und hätte keine weitere Fortschritte getan, wäre nicht höer gestigen. Wer hat denn den bürgerlichen Stand seine Form gegeben? Eben der Geist der Erfindung, der den höern Ständen eine andre Form gab. War er nicht ebenfalls von ieher dem Wechsel der Mode unterworfen und hatte er dise Form auch vor 50, vor hundert und merern Jaren? Ist denn di Form des Roks und das ausgekämte Har, — das nur eine bequeme Tracht für gewiße Beschäftigungen ist, so wi es di Schürzfelle sind, — di Grenzlinie? Wo bleiben di langen Westen, di großen Aufschläge, di hi und da noch Alte tragen, di abgestuzten Schue und di Knebelbärte unsrer Vorväter? Auch di höern Stände hatten ehemals dise Formen. Aber di Begirde zu gewinnen trib di Menschen an, Erfindungen zu machen, di Form zu

verändern, di Produkte zu verfeinern; der Vorneme und Reiche, dem si gefilen, bedinte sich derselben, bezalte ire Urheber und zeichnete sich dadurch, so wi Würden, di von ieher gewiße Merkmale des Vorzugs hatten, vor den übrigen Ständen aus, trugen feinere Leinwand, feinere Tücher, Seide stat Wolle, Samt stat Tuch, andre Formen und andre Waren, so wi si di Kunst erfand und hervorbrachte. Der Gewerbsstand müste wider sich selbst und wider alle Vernunft handeln, wenn er über dise Verfaßung sich aufhalten wolte, di der natürlichste Erfolg von Ursachen ist, di sich in seiner eignen Wolfart gründen, indem die meisten für di verfeinerte Klaße von Bedürfnisen mitelbar oder unmitelbar arbeiten, ire ganze Narung darin suchen und di grösten Vorteile daraus zien.

Solte

Solte di reiche Dame sich von irer Pracht entkleiden, ir Geschmeide von sich werfen und sich wi gemeine Frauen tragen; solten Vorneme di reichen und feinen Kleider ablegen und grobe Tücher tragen, solten si ire seidne Strümpfe auszien und wollene oder leinene dafür anlegen, ire Kostbarkeiten von sich tun, dem Glanz entsagen und wi gemeine Bürger einhergehen; was wäre damit gewonnen? Würden inen deswegen nicht immer noch di Vorzüge der ausgebildeten Vernunft, der Wißenschaften und hoen Einsichten, der Erziung, des Verdinstes und des Reichtums als unwidersprechliches Eigentum bleiben? Was würde aber aus den Kaufleuten, Manufakturen, Fabriken und andern Werkstäten werden? Dise müsten ire Stüle verlaßen und den Betelstab ergreifen. So wi vorhero der Wolstand diser Leute seinen

Einflus auf vile andre Stände hatte, so würde iezt ir Elend einen noch größern Einflus haben, das sich um so mer vergrösern würde, iemer das nun ruende Geld in den Kisten der Reichen und Vornemen sich sammelte und zu einer toden Materie würde.

„Aber wir sind doch alle Menschen, einer wi der andre.“ Ja wir sind alle Menschen, einer wi der andre, disen Vorzug darf und wird sich keiner absprechen laßen, der Reiche und der Vorneme so wenig, als der Arme und Nidrige; aber — so wi schon gezeigt worden ist — wir sind nicht alle Menschen von gleichem Verstand, von gleicher Geschiklichkeit, von gleicher Gelersamkeit, von gleichem Verdinst, von gleicher Geburt und von gleichem Reichtum. Der Diamant und der Glasknopf gehören zum

Steinreich, aber der Diamant hat mer Glanz und mer Wert; der Dukat und der Kupferpfennig gehören zur Geldklaße, aber ieder schäzt den Dukaten höer; so unterscheidet sich auch ein Mensch vom andern. Als Menschen können wir uns alle bedeken, alle Kleider tragen; aber als Menschen, di sich durch gewiße Vorzüge und einen besondern Geschmak von einander unterscheiden, kleiden wir uns auch verschiden, so verschiden, als Kunst und Natur es nur immer hergibt. Eben deswegen weil diienigen, di seidne Strümpfe, feine Tücher und andre Stüke der Kostbarkeit zum Anzug verfertigen und neue Moden erfinden, auch Menschen sind, ist es billig, daß der Reiche und Vorneme solche von inen kauft, damit dise Menschen den Lon für ire Arbeit bekommen; nur das wäre unmenschlich,

wenn der Reiche und Vorneme anfangen wolte, sich mit geringern Sachen zu behelfen, denn da hätten dise Menschen umsonst gearbeitet.

Hören nun di auf, Menschen zu seyn, di das tragen, was andre in der Absicht verfertigen, oder gibt der Rok dem Man nur seinen Wert? dann könte ia auch ein gekleideter Stok für einen Menschen paßiren. Wird denn der Vornemere dadurch seinen Mitbürgern gleich, wenn er seine Frisur einreißt und wi si ire Hare stuzen läßt? Machen denn di Hare di Menschen gleich und ungleich, oder das was unter den Haren verborgen ist? Um inen also wirklich gleich zu werden, müste er erst sein Ideensystem nach dem irigen einrichten, müste seinem Gehirn di Form des irigen geben

ben und den überwigenden Vorrat des Wissens draus wegräumen, dabei würden aber di Hare doch immer noch eine ungleiche Farbe behalten, und di Köpfe würden deswegen doch, so wi di Gesichter, einander nimals gleich werden. Wi blind und törricht sind nicht di Menschen in irer Unwissenheit und Leidenschaft! Si bereiten di feinen Tücher und di seidnen Stoffe, di Leinwand und den Samt, si holen alle Kostbarkeiten aus allen Weltteilen zusammen; vile hundert Hände sind beschäftigt, bis der Anzug eines einzigen Menschen fertig ist, und wenn er nun dasteht in seinem Puz und in seiner Pracht, werfen si neidische Augen auf ihn und erwägen nicht, daß si alle, bis auf di, so den Faden gesponnen hat, zur Verfertigung dises Anzugs das ire beigetragen haben, daß ein ieder seinen Lon

empfangen und also disem Anzug einen Teil seines Unterhalts zu verdanken hat. So wenig kennen di Menschen ire eigne Vorteile, ir eignes Intereße. Aus Neid verkennen si selbst das Werk irer Hände, aus Unwißenheit oder Torheit di Quelle irer Narung.

Wir alle können an und vor sich zufriden seyn, wenn wir eine Wonung haben, deren Wände uns für Wind und Wetter schüzen, deren Fenster si erhellen, deren Ofen si im Winter erwärmt und deren Türen si verwaren. Si ist mit wenig Kunst und Kosten erbaut, und wenig Gerätschaften gehören dazu, so ist si zureichend zu unsrer Bequemlichkeit; Wir können häusliche Freuden, Rue und Sicherheit darinnen genisen, und ist si uns in Stunden der Muse

zu enge, stehen uns immer noch menschliche Gesellschaften und das grose schöne Weltgebäude zu unserm Vergnügen offen. Menschen, di nur für iren täglichen Unterhalt bedacht seyn können, müsen mit disem Grad der Bequemlichkeit sich begnügen lassen, bis si durch Glük oder Fleis iren Wolstand erhöen. Wen aber das Glük schon begünstigt hat, für wen emsige Vorfaren schon vorgearbeitet haben, wen sein Stand, seine Geburt schon in eine glükliche Lage versezt hat, wer durch eigne Kräfte sich in solche hinein zu schwingen wuste, der kan auch grösere Bequemlichkeiten, in einem weitern Raum, von schönern und höern Reizen umgeben, bei einer glüklichern Muse genisen. Dazu ist in der Welt alles vorhanden, daß wir uns unser Leben so angenem machen, als wir nur immer können. Alle Arbeiten,

alle Beschäftigungen der Menschen zweken dahin ab. Di ganze Natur ist ein reizender Wonplaz. Der Man, der im Wolstand lebt, sucht auch seinen häuslichen Bezirk dazu zu machen; der Reiche erbaut sich Lustgärten und Lusthäuser und versammelt in dem Bezirk seines Hauses, seines Pallasts gleichsam eine kleine Welt; es ist ihm nicht genug, in Zimmern zu wonen, di ihn für Wind und Wetter schüzen, sondern di auch seinen Augen Vergnügen gewären und seine Bequemlichkeit erhöen. An der Deke erscheint di feinste Strukturarbeit, seine Wände deken prächtige Tapeten, seinen Saal ziren herrliche Gemälde und Figuren. Uiberall herrscht Pracht und Glanz, in allen Verzirungen und Geräten Feinheit, Geschmak und Kunst. Nur schwache Augen tadeln mit mißvergnügter Sele disen Aufwand und

sind unzufriden darüber; aber der Vernünftige bewundert darinnen di Kunst und Geschiklichkeit der Menschen und verehrt den Besizer, der den Kunstfleis zu schäzen weis und ihn durch seinen Aufwand belont. Di Zusammenstellung der Produkte, di geschikte Hände bearbeit haben, di di Kunst gebildet hat, verkündigt di Ehre der Menschheit; gereicht nicht blos zum Vergnügen des sinlichen Anschauns, sondern gibt dem menschlichen Geist Gelegenheit zu wichtigen und nüzlichen Betrachtungen, erweitert di Gedanken und gibt der Sele nach und nach eine gewiße Gröse. Der Stein hat nichts intereßantes für das menschliche Aug, er wäre onbemerkt in der Schöpfung ligen bliben; aber der Bildhauer ziet ihn hervor, bearbeitet ihn zu einer Statüe, di einen Helden, oder sonst einen merkwürdigen Gegen-

stand

stand in der Welt vorstellt, der Reiche zirt damit seinen Garten und seinen Pallast, di Statůe wird bewundert und der Kůnstler belont. Di Farben wůrden zu weiter nichts dinen, als daß si allenfals di Augen ergöz-ten; aber der Maler weis si mit seinem Pinsel in eine solche wunderbare Mischung zusammen zu stellen, daß ganze Landschaf-ten daraus entstehen, Personen sich nach dem Leben darstellen, ganze Geschichten in iren Gemålden erscheinen. Was fůr Wun-der der menschlichen Kunst enthålt nicht ei-ne Galerie! Wåre es nicht Schande fůr di Menschheit, dise Werke der Kunst als un-nůze Sachen zu verwerfen? Ja! der reiche, der vorneme Kenner und Beförderer der Kunst schmůkt seinen Saal mit disen Ge-målden und belont den Maler dafůr. Wer solte ihn sonst belonen? Was hir andre fůr

unnüz halten, als überflüßigen Aufwand und Verschwendung tadeln, ist Pflicht, weil di Kunst sonst verloren gehen würde. Di Struktur des Tünchers, di feine Arbeit der Tapeten, di künstlichen Schlößer, di zirlichen Arbeiten des Schreiners und Häfners und iede andre feine Arbeit wird hir belont; wenn das nicht wäre, würde alle Industrie sinken; keiner würde sich Müe geben, zu einiger Vollkommenheit zu gelangen, ieder würde mit schlechten Arbeiten zufriden seyn und der Narungsstand würde ins Abnemen kommen. Hir ist es also, wo iede Geschiklichkeit, iede Kunst Aufmunterung und Beförderung erhält; hir ist di Quelle, woraus vile tausend fleisige Hände ire Narung schöpfen, hir di Goldgrube, woraus ieder, der etwas vorzügliches leistet, seinen reichlichen Lon holt.

Je-

Jeder also, der Aufwand macht, wenn er ihn anders zu machen hat, ist ein Woltäter der menschlichen Gesellschaft und di Menschen sind ihm Dank dafür schuldig; denn was nüzte dem Künstler seine Kunst, dem Arbeitsman seine Geschiklichkeit, wenn nicht Wolhabende sich fänden, di Gebrauch davon machten und si nicht dadurch in den Stand sezten, iren Erwerb damit zu finden.

Es ist Torheit, wenn Menschen einwenden: man könne dises oder ienes entberen, es sei zu kostbar, es nüze zu nichts. Wenns einmal aufs Entberen ankäme, könte man alles entraten, was nicht zur äuserſten Notdurft gehört; dabei würden aber di meisten sich übel befinden, weil eine Menge reicher Narungsquellen vertroknen würden. Wer Ueberflus hat, will nicht blos zu seiner

Notdurft leben, sondern auch für sein Vergnügen davon verwenden; diser Hang ist iedem Menschen eigen; auch der keinen Vorrat hat, arbeitet nicht blos für seinen täglichen Unterhalt, sondern auch für eine vergnügte Stunde, für eine angeneme Sache. Von eben disem Antrib beselt, denkt der Mensch auf alle Arten von Erfindungen, um di Absichten des Vergnügens bei andern zu befridigen, um di seinigen dadurch zu erreichen und Geld aus den Händen der Reichen damit zu loken. So entberlich auch manche Sachen sind, so sind si es doch weder für den, der seinen Unterhalt, noch für den, der sein Vergnügen darinnen sucht. Was verlirt di Welt dabei, wenn andre neue Mitel der Narung erfinden, oder solche, di nicht für alle sind, oder di zu kostbar sind? Wem etwas entber=

berlich, wem etwas zu kostbar ist, für den ist es nicht da; es ist nur für den, der Vergnügen daran findet, und dem der Aufwand dafür nicht schwer wird. Es hat alles im Staat seinen Nuzen, was Libhaber findet, di dafür bezalen.

Jeder der ein Geschäft treibt, ist ein nüzliches Glid des Staats, es mag di Befridigung des täglichen Bedürfnises oder di Befridigung des Vergnügens und der Bequemlichkeit zum Gegenstand haben, und das um so mer, ie edler und erhabner der Gegenstand ist. Nicht blos der Beker, der Schumacher und der Schneider sind nüzliche Glider für den Staat, sondern auch der Virtuos und der Maler; nicht blos di Schule, der Hörsal und di Werkstäte sind nüzliche Pläze, sondern auch der Fechtboden, der Tanzsal und di Reitban.

Der Virtuos erwekt durch di Bezaubеrung seiner Töne sanfte edle Gefüle, di für manche Herzen so notwendig sind, als di Wärme für das Wachs, um es weich zu machen. Der hoe Schwung seines Konzerts erfüllt di Sele mit grosen und erhabnen Empfindungen, di zu Ausübung groser Handlungen, zu Ausfürung groser Geschäfte so notwendig sind, als der günstige Wind für di Segel. Der Maler zeichnet nicht blos eine Landschaft, oder eine andre Darstellung für das Aug; er zeigt und erhält der Nachwelt di Bildnise groser Männer, als Muster der Nachamung, verewigt in Gemälden grose Taten und merkwürdige Begebenheiten. Der Tanzboden soll nicht dazu dinen, Schleifer und Dreher zu lernen, um bei ieder Gelegenheit mit herumspringen zu

kön=

können, sondern dem Körper eine angeneme Stellung zu geben, um mit Anstand vor der Welt zu erscheinen; eine harmonische ungezwungne Bewegung, di mit allen Teilen unsers Körpers und mit unsrer iedesmaligen Stellung übereinstimt, ist selbst für iedes gemeine Aug einnemender, als ein plumpes ungeschiktes und gezwungnes Betragen und gereicht zur Empfelung. Di Reitban lert nicht nur, wi man gut zu Pferd sizen, ein Pferd dreßiren und one Gefar reiten sol, sondern auch wi man Pferde zu tränken, zu fütern und zu behandeln hat. Der Fechtboden soll keine Vorbereitung zu künftigen Duellen seyn, sondern eine Anweisung, wi man sich in einem möglichen Fall der Not zu verteidigen hat. Auser den Vorteilen, welche dise Uibungen in so manchen Vorfallenheiten des Lebens

äusern, haben si auch den, daß si den Glidern eine Gelenksamkeit und Vestigkeit geben, welche zur Dauer der Gesundheit und zur Stärke des Körpers beförderlich ist. Dise Geschäfte sind also dem Staat nicht nur nicht schädlich, sondern auch sogar nüzlich; weil hir wider ein Zusammenflus an Geld aus dem Vorrat der Reichern ist, das sich aus disem abgesonderten Kanal auf dem Weg der Bedürfnise in alle übrige Kanäle des Staats ergist, one allgemeinern Ständen einen Eintrag zu tun, oder schädlich und hinderlich zu werden.

Romanlesen sind immer noch nüzliche Beschäftigungen für Personen, di sich keine beßere zu machen wißen. Di guten Romanen unsrer Zeit enthalten di heilsamsten Leren, bilden Sitten, Verstand und Herz;

nichts

nichts könte di müsigen Stunden der galanten Welt beßer ausfüllen, si sind di besten Hofmeister für ire Leser. Selbst di Libesmaterie des Romans ist so schädlich nicht, si ist wenigstens, vermöge der sanften Empfindungen und guten Leren, di darein gewebt sind, für das menschliche Herz so wol, als fürs sitliche Leben und den künftigen Ehestand weit erspríslicher, als grobe Ausschweifungen. Diser Nuzen mag beschaffen seyn, wi er will, so sind si doch, wi alle andre Geschäfte, vorteilhaft für den Staat, weil si eine Quelle des Erwerbs für gewiße Menschen sind, für den Papirmacher und für den Buchhändler; Was kan der übrigen Welt dran ligen, wenn di müsigen Leser dise Leute für ire Lektüre besolden wollen? Wer keinen Geschmak dran findet, für den sind si nicht geschriben,

und wer si nicht kauft, darf si nicht bezalen.

„Aber was nüzen di Bälle?“ Was di Kirmsen und Feiertagstänze nüzen. Man komt zusammen, um sich für sein Geld einmal lustig zu machen, nur mit dem Unterschid, daß es auf Bällen nicht so wild, nicht so ungestüm zugeht, daß man nicht mit Krügen und Stulbeinen um sich wirft und daß man nicht Gefar läuft, blutige Köpfe davon zu tragen, wi bei Wirtshaustänzen, sondern daß man seine Freude in beßrer Ordnung und mit mer Anstand genist. Es wird getanzt und geschmaust an einem Ort, wi am andern: wenn das Vergnügen zu kostbar ist, wird es wol an seiner Börse empfinden und wer im übermäsigen Genus des Vergnügens ausschweift, hat di übeln Fol-

gen

gen davon an seiner Gesundheit zu gewärtigen. Der Staat hat den meisten Nuzen davon. Es werden Schue durchtanzt, Lichter verbrent, Speisen und Getränke genossen, wofür di Taler aus den Schatullen derer, di des Gelds zu vil haben, in verschidne Hände auslaufen und im Staat den Rundetanz machen; Aufwärter und Spilleute halten ire Ernde, und von den Wirtshaustänzen fallen zuweilen dem Amtman und dem Barbir auch noch di Sporteln des Uibermuts, der Tollheit und der Völlerei zu.

„Aber di Vergnügungen und Bequemlichkeiten machen weichlich;" Di Menschen machen sich immer zu vil unnötige und vergebliche Sorgen um andre und selten sind es Sorgen der waren Libe, sondern Sorgen des Neids und der Mißgunst. Wer

tätig

tätig seyn und seine Kräfte gebrauchen will, wer der Welt sich nüzlich machen will durch Taten und Geschäfte, der läßt sich nicht durch Vergnügungen und Bequemlichkeiten von seinem guten Eifer abfüren und zur Weichlichkeit verleiten, si dinen ihm nur zur Erholung und Stärkung. Di Weichlichkeit ist allemal verderblich für den, der sich ir überläßt; es verwelken alle gute Antribe zur Tätigkeit, es erschlaft iede Nerve, es ermatten alle Kräfte; das Leben des Weichlichen, wenn es recht schön ist, ist ein sanfter träumender Schlummer. „Aber was nüzt di Weichlichkeit dem Staat? Andre müsen arbeiten." Di haben auch gearbeitet, von denen si den Vorrat zur Weichlichkeit haben; arbeitet! samlet! Vileicht könt ir, oder eure Kinder mit der Zeit auch noch einen Teil eurer Tage im Schos der

Weichlichkeit verträumen, wenn ir dises Glük für beneidenswert achtet. Der Weichliche schadet nur sich, nicht andern. Wer solte euch eure prächtige Sofas, eure sanfte Ruebetten abnemen? Wer solt eure Schokolade, eure Limonade, eure Muskatenweine, euern Punsch und euer Konfekt genisen, wenn das nicht di notwendigsten Bedürfnise der Weichlichkeit wären? Wer solte eure wolrichende Spiritus kaufen, wenn di Lebensgeister des Weichlichen nicht dise erquikende Zuflüse und di schlafen Nerven dise Stärkung nicht brauchten? Wer solte eure Romanen lesen, wenn der Weichliche nicht für platonische Welten eingenommen wäre? Wer solte eure wizigen Einfälle, di bald in der Figur der Fabel, bald im Klingklang der Ballade, bald im Maskenhabit der Romanze, bald in der Grimaße der Satyre,

vor der Einbildungskraft des Weichlichen ire Komödie spilten, wenn seine feine Nerven nicht so vil Gefül hätten für das Schöne und Wunderbare. Bedint di Weichlichkeit! legt ir den Polster unter! hebt si von einem Federsiz zum andern! verbreitet alle Wolgerüche um si! sezt ir Biskuit, Thee und Muskatenwein vor! Macht ire Zimmer zu optischen Bilderkammern! Erzält ir di Geschichten der Götter und Göttinnen! Singt ir italienische Arien! und wigt si durch di himlische Harmonie einer sanften Musik in den Schlummer der Bezaubrung! Ir werdet reichlich belont! Was verlirt der Staat dabei? Ist das nicht ein reicher Boden, worauf vile hundert arbeitsame Hände, vile geschäftige geschikte Köpfe reiche Ernden halten? Bleibt der Weichlichkeit zulezt nichts übrig, als das Brachfeld und di Stoppeln,

peln, mag si sich drauf nären, oder hungern und schlummern.

Freilich könte der Weichliche seine Zeit, seine Kräfte, seine Güter beßer und nüzlicher für sich anwenden; aber es ist di Frage: ob es auch für andre vorteilhafter wäre? Wenn der Reiche einem grosen Teil diser Vergnügungen und Bequemlichkeiten entsagte und sparsamer mit seinen Gütern umging, würden für andre weniger Früchte auf disem Boden wachsen und wol manche Narungszweige verwelken. Es ist wider di ware Würde der Menschheit, seine Kräfte ungebraucht ligen laßen und di köstlichen Stunden des Lebens im Schlummer der Weichlichkeit verträumen. Der Reiche hätte alle Mitel in den Händen, sich vollkomner zu machen, könte sich alle Gelegenheiten

ten verschaffen, sich Kentnise und Wißenschaften zu erwerben, kxnte noch dazu den leichtesten Weg zu seiner Absicht wälen, könte sich zu einem brauchbaren Man für den Staat bilden, und hätte weit weniger Schwirigkeiten bei seinen Bemüungen, als der Arme; aber wi ser verkennen di Menschen ire eignen Vorteile. Was wäre denn für andre damit gewonnen, wenn ieder Reiche sich den höchsten Grad der Vollkomheit erwürb, und, anstat durch Weichlichkeit ein Schöpfbrun für andre zu werden, aus andern Quellen mitschöpfte und seine Reichtümer immer noch mer anhäufte. Wi wolte das arme Genie, wenn es sich durch alle Schwirigkeiten hindurch gearbeitet hätte, nun noch für dise Vorposten der Ehre und des Glüks vorbeidringen? Laßt doch der Weichlichkeit ire Rue und ire Freuden!

erndet auf iren Feldern, und begleitet di Posten, di ir zu schwer und zu lästig sind.

Der Aufwand des Hörern und Reichen zeigt sich noch auf mancher nüzlichen Seite für den Staat. Seine Staatswägen, di Sätel und das Geschirr seiner Pferde, di Livreen seiner Bedinten und alles, was zu einem solchen Stand gehört, ist für den Staat einträglich. Satler und Wagner und eine Menge andrer Profeßionisten finden hir eine Quelle irer Narung. Freilich könten alle Menschen, di gut auf den Beinen sind, zu Fus gehen und sich selbst bedinen; so wenig auch solches sich mit einem gewißen Stand und mit gewißen Geschäften verträgt, so würden doch auch manche in gewißen Lagen und Umständen sich leicht darein zu finden wißen, aber andre würden nichts dabei gewinnen, di aus diser für man-

che Personen notwendigen Gewonheit ire Narung zien. Solten di Bediuten abgedankt werden, müsten si Gewerbe treiben, und dann bekämen Profeßionen, denen si sonst einträglich waren, nun Mitarbeiter, di auch von irer Narung würden leben wollen; so aber werden si für di Dinste, di si irem Herrn leisten, ernärt, und bringen Gelder in Umlauf, di si aus den Schatullen irer Herrn erhalten. Wi vorteilhaft ist dise Einrichtung, wi woltätig für di Menschen! Mancher, der von allen Hülfsmiteln zu seinem Unterhalt entblöst ist, wird von einem Hörn, der ihn zur Bedinung braucht, aus dem Staub gezogen und erhält nun auf einmal Geld, Narung und Kleidung. Aber was erwägt di Torheit bei irer Unwißenheit! Was verkent nicht der Undank! Wozu verleitet nicht der Unsin! der übermütige

Bedinte wagt es doch auszurufen: Gleichheit! — Worin besteht denn dises sein Verhältnis? Sein Herr stamt vileicht aus einem Haus, das sich um den Staat verdint gemacht hat, das ihm den Abglanz viler Verdinste zum Erbteil und zum wenigsten doch gute Erziung zur Zirde gab, und des Bedinten Eltern haben vileicht ni für sonst etwas, als für iren eignen Nuzen gesorgt, haben ihn vileicht gar one Bildung in Unwißenheit aufwachsen laßen. Oder der Herr ist gelert und hat sich selbst Vorzüge des Verdinsts erworben; und der Bedinte versteht oft kaum eine Profeßion, womit er sich nären könte. Der Herr ist reich und der Bedinte war arm, hat alles, selbst di Ausbildung, in der Zeit seines Dinsts sich erst erworben. Der Herr verwendet einen Teil seines Vermögens auf

den Bedinten, gibt ihm Kleidung und Narung, und der Bedinte leistet ihm nichts dafür, als seine wenigen Dinste. Und wenn der Bedinte noch so artig, noch so geschikt und noch so gescheid wäre und seinen Herrn in einem und dem andern zu übertreffen glaubte, so ist der Gedanke der Gleichheit doch immer ein töricher Gedanke. Menschen sind wir freilich alle, aber Menschen, di auf tausendfältige Art von einander unterschiden sind. Und wenn auch ein Bedinter seinen Herrn wirklich in gewißen wesentlichen Stüken, zum Beispil an Gelersamkeit, oder andern dergleichen vorzüglichen Eigenschaften sowol, als an Naturgaben überträfe, so bleibt doch allemal das Verhältnis des Unterschids und der Ungleichheit zwischen Herrn und Diner. Der Herr befilt und der Diner mus gehorchen,

chen, das ist einmal seine Funktion, dafür bekomt er Livree, Kost und Lon. Di Unterwürfigkeit ist das Bedingnis, unter welchem er den Dinst antrit und das ihn zur Verrichtung desselben bestimt; one deßen Erfüllung ist er der Begleitung deßelben ganz und gar nicht fäig. Verhältnis und Pflichten sind auf das genaueste mit einander verbunden, eines hebt das andere auf; wer di Pflichten nicht erfüllen will, di sein Verhältnis mit sich fürt, gibt auch das Verhältnis auf, worin er steht und di Vorteile, di damit verbunden sind. Welch ein schändlicher Undank, wenn der Bedinte seine Pflichten und sein Verhältnis so ser auser Augen sezen wolte! welche Vorteile gewärt ihm nicht sein Stand! er lebt oft glüklicher und zufridner, als derjenige, dem er dint. Auser den schon erwänten Vorteilen genist er ruige Tage,

lernt manche nüzliche Sachen kennen, lernt feinere Sitten, und bant sich oft durch gutes Betragen und treue Verrichtung seiner Dinste den Weg zu seinem Glük auf di ganze Zeit seines Lebens. Welch ein Unglük wäre es nicht für vile Bedinte, wenn si aus iren Posten wandern müsten! Wi wolten si sich nären?

„Manche müsen ir Brod so sauer verdinen, und andre erwerben solches auf so leichte Art.“ — Das ist eine ser unbestimte Klage; der Grund davon ligt im Mangel an Erwägung der Begrife von Fertigkeit, von Grad und Anwendung gewisser Kräfte. Wenn iemand durch eine lange Uibung sich eine Fertigkeit in einer Sache erworben hat, fällt si ihm leicht. Manche Geschäfte scheinen nur leicht; alle sind

es,

es, aber nur für den, der di Geschiklichkeit, der di erforderliche Wißenschaft hat; aber di Erwerbung diser nötigen Eigenschaften erfordert Ausbildung, Fleis und Müe, und wer solche nicht hat, für den sind si allemal schwer. An und für sich verdint keiner sein Brod leichter, als wer Holz hakt und andre dergleichen Geschäfte verrichtet, di weiter keine Erlernung voraussezen. Jeder erwirbt sein Brod leicht, wenn er es mit einem Geschäft erwirbt, dem er gewachsen ist, oder das er erlernt hat. Wenn der Holzhaker ein Konzert auf der Violin, oder Flöte spilen und der Virtuos Holz haken solte, würde es beiden schwer fallen. Wenn der Schmid eine Taschenur verfertigen und der Urmacher Hufeisen machen solte, würde beiden ihre Arbeit schwer fallen. Wenn der Gelerte pflügen und dre-

schen und der Bauer amtiren und predigen solte, würde man von beiden sagen können, daß si ir Brod sauer verdinen müsen; so aber verdint es ieder leicht durch das Geschäft, worin er geübt ist und wozu er Kraft, Fäigkeit und Geschiklichkeit besizt.

Aber ein Geschäft trägt nicht so vil ein, wi das andre; und das ist so wol billig, als natürlich. Es ist natürlich, daß Geschäfte, di keine Kunst und Geschiklichkeit erfordern und di folglich ein ieder treiben kan, der nur Arme hat, geringen Ertrag leisten; wäre der Lon zu hoch, würden di meisten solche selbst verrichten; es ist natürlich, daß Geschäfte, di leicht zu erlernen sind, weniger Verdinst abwerfen, als di, zu deren Erlernung vil Müe und Geschiklichkeit erfordert wird, weil der Mitarbei-

ter in einem solchen Fach zu vile sind: was der eine nicht um einen mäsigen Preis machen will, übernemen 10 andre. Es ist billig, daß, ie mer Aufwand, Zeit und Müe ein Geschäft voraussezt, solches auch einen reichlichern Lon abwerfe; sonst würden di meisten solcher Geschäfte vernachläßigt werden und vile würden liber das leichtere einträglichere ergreifen: Der di Wände bemalt, bekomt mer, als der si bewirft; di di Spize verfertigt, bekomt mer, als di den Faden dazu spint; der Koncipist erhält mer für seine Arbeit, als der Kopist. Manche Geschäfte füren iren Lon gleich bei sich, für manche mus eine Zeitlang umsonst gearbeitet werden und manche tragen erst späte Früchte. Der Holzhaker, der Taglöner, verdint sogleich Geld, als er an zu arbeiten fängt; der Profeßionist hingegen mus erst

Ler=

Leriare paßiren und der Gelerte mus erst lange Jare warten, bis er ein Amt bekomt. Di Grade des Nuzens sind also hir di natürlichen Folgen der Billigkeit. Di Kunst treibt di teuersten Früchte, aber si wachsen und gedeien auch desto seltner. Der Virtuos nimt in einem Abend oft mer ein, als ein andrer in einem Monat, oder auch wol in einem Jar; der Kunstmaler bekomt oft für ein einziges Stük mer, als ein andrer für einen ganzen Verlag einer Ware; der Bildhauer erhält oft für di Ausbildung einer einzigen Statüe mer, als ein andrer für di Aufrichtung eines ganzen Gebäuds; aber di Kunst gleicht auch den seltnen Früchten, di vorzüglich gute Witerung erfordern, wenn si gedeien sollen, manche Jare geraten si gar nicht. Wer will es dem misgönnen, der etwas zu verfertigen weis, wo-

für di Welt vil bezalt? Wem sein Holzspalten zu wenig trägt, der schnize eine Figur, ein Instrument draus, ein Kruzifix, einen Tobakskopf, eine Geige, so erhält er mer dafür. So ist es in der Welt mit allem; di gewönlichen Arbeiten und Produkte haben durch di Menge der Mitwerber ire Taxen bekommen, ie edler und seltner, desto höer; wi di Arbeit, so der Lon. Di Kunst wird besonders belont, Vergnügen und Bequemlichkeit bezalen reichlicher, als di Notdurft.

So mus es seyn: dadurch werden di Menschen zum Kunstfleis aufgemuntert, dadurch werden si angespornt, ire Kräfte aufzubiden, sich Geschiklichkeiten zu erwerben, immer weiter mit iren Wißenschaften zu kommen, und iede verborgne Quelle der Narung aufzusuchen. Durch seine Mit-

werber wird ieder angetriben, immer volkomner in seinem Geschäfte zu werden, es andern zuvor zu tun, um sich Kundschaft zuzuzien. Dadurch werden di Arbeiten immer feiner und beßer, der Erwerb durch di beßre Bezalung für gute Arbeit und Waren vergrösert und di Käufer gewärt und befridigt. Nur der Narungsstand des Trägen, des Nachläßigen sinkt, nur wer schlechte Arbeiten lifert, hat schlechten Abgang und geringen Ertrag.

Kein Geschäft ist überflüsig in der Welt, das seinen Man närt und kein Stand, kein Beruf unnötig, als der nicht vorhanden ist. Welches von den Geschäften, di einmal im Gang sind, könte wol nidergelegt, welcher Berufsstand aufgehoben werden, one daß nicht di gröste Unordnung daraus entstünde?

stünde? Wer hat Schaden davon, wenn ein andrer eine Prise Tobak schnupft, oder sein Pfeifchen schmaucht, oder sich di Hare frisiren läst? Und das wären doch, nach viler Meinung, di ersten Artikel, di man mit vilen änlichen vermißen könte und di wirklich vile entberen, di man mit Nuzen vermißen könte, wenns damit geschehen könte, wi mit Feldern di man umpflügt, um etwas anders drauf zu säen. Man könte vileicht auf vilen Aekern, worauf Tobak steht, Getraid bauen und aus dem Harbuder Brod baken. Aber wo solten di Leute hin, di in disen Geschäften bisher ire Narung suchten? Was solten alsdenn di treiben, di Dosen und Pfeifen verfertigten? Was solten di Friseurs treiben, wenn man ire Butiken verschlisen wolte? Wäre es nicht di gröste Grausamkeit, auf einmal eine Menge

ge Menschen aus irem Narungsstand herauszutreiben, one inen einen andern dafür anzuweisen. Vileicht könten manche nun ire libe Dose und ire gute Pfeife nicht einmal entberen, one krank zu werden, und manchem galanten Herrn ist vileicht seine Frisur so lib, als einem honeten Bürgersman seine samtne Belzkape. Wo solten di Unglüklichen iren Unterhalt finden? In andre Gewerbe eintreten? Aber sind *nicht* alle schon mit Menschen angefüllt und wo sollen si geschwind di Geschiklichkeit her bekommen, andre Geschäfte zu treiben? di meresten würden dem Staat zur Last fallen.

Alle di unzäligen Berufsstände, so im Staat vorhanden sind, sind so in einander gewebt, so an einander geschloßen, daß si zusammen hängen, wi di Glider an einer

Ket-

Kette. Kein Glid läßt sich vom andern losreißen, one daß nicht das Ganze zerreißt. Alle di tausendfältigen Gewerbe und Geschäfte durchkreuzen sich, wi Kanäle, di durch den ganzen Staat ineinander flisen und wo einer immer sich in den andern ergist. Keine können verschlossen, keine auf einmal aufgehoben werden, wenn nicht eben dadurch der Umlauf viler Tribräder der Narung gehemt werden soll; alle können dem Staat nüzen und di allgemeine Narung befördern, si mögen so klein, so unbedeutend seyn, als si wollen: Trompeten, Trommeln und Pfeifen für Kinder, Pupen und alle kindische Kleinigkeiten, sind eben so ergibige und wichtige Artikel im Staat, als Kutschen und Pferde, Spigel und Bänder, und alle Galanteriwaren für di grösere Welt. Di Menschen sind in gewißem Betracht alle

Kinder, ein ieder kauft sich sein Steken-pferdgen. Di Erfindungskunst befridigt di Neugirde und di Wünsche eines ieden, vom Kleinsten bis zum Größten, vom Aermsten bis zum Reichsten, alle befinden sich wol dabei, und der Staat erhält seine Opfer und seine Renten. Zu sagen: das seien unnötige Sachen und Geschäfte, das hise verlangen: di Menschen solten weniger neu-girig seyn, weniger Neigung haben, we-niger tätig, weniger erfindrisch seyn; das hise verlangen: di Menschen solten aufhö-ren, Menschen zu seyn und dem entsagen, was si ergözt. Der gröste Teil mus sich auf Kosten der Neugirde, des Vergnügens und der Bequemlichkeit der Menschen im Gewerbstand beschäftigen, sonst müste der gröste Teil der Arbeiter müsig seyn und Hun-gers sterben. In welchen Fächern sollen

dise Menschen sonst arbeiten? Der Akerbau hat Arbeiter genug, di übrigen Stände Arbeiter genug; sollen si alle nur di notwendigsten Geschäfte der Notdurft treiben, womit schon vile andre sich nären, werden si einander hinderlich und schmälern einander den Erwerb. Jemer Menschen in einem und dem nemlichen Geschäft zusammentretten, desto mer verteilen sich di Arbeiten und di damit verbundnen Vorteile. Wenn schon 10 Beker, 10 Schneider und 10 Schuster in einem Ort sind und kommen zu ieder Klaße noch 10 wird der Abgang an Arbeit und der Zuflus an Narung um di Helfte für si geringer. Jemer di Menschen ire Geschäfte durch di Manchfaltigkeit vervilfältigen, desto vorteilhafter ist es für si. Man freue sich also über ieden neuen Weg, den Menschen ausfindig ma-

chen, Narungsmitel aus den Händen der Reichen zu holen, und sich, unbeschadet für andre, zu nären. Wer für das notdürftige arbeitet, holt seinen Erwerb aus allen Ständen one Unterschid; wer aber auf Erfindungen denkt, Arbeiten verfertigt, di di Begirde der Reichen anloken, nuzt dem Staat doppelt, weil er Geld in Umlauf bringt, das ligen bliben wäre.

Es wäre Schande für di Menschheit, wenn wir wi di Ameisen auf unsern Erdenhügeln herumkröchen und nur für das sorgten, was unser Magen fordert. Unsre Augen und Oren und ieder Sin will ergözt seyn. Unser Vergnügen und unsre Neugirde, unsre Wünsche und iedes Gefül verlangt Befridigung. Unsre Einbildungskraft sucht auch ire Narung. Unser Geist sucht Be-

grife, sucht Erfarungen, Kentnise, Warheiten und Wißenschaften. Solten wir mit unsern manchfaltigen Anlagen und Triben als Taube und Blinde in der Schöpfung wandeln, aus Trägheit alles unbenuzt zu unsern Füsen ligen laßen, und nicht di Blumen pflüken, di rings um uns wachsen? Nein! Menschen! Forschet, samlet, bearbeitet und genist di Früchte eures Strebens und Wünschens, ein ieder nach seinem Mas und in seiner Kraft! Di ganze weite Schöpfung steht vor euch offen und bidet euch ire Schäze dar! Untersucht iedes irer Produkte und braucht es zu eurem Nuzen und Vergnügen! Gebt ieder Materie neue Form, erfindet stets neue Sachen, neue Warheiten! Gebt den Gegenständen stets neue Anmut und Reize! Verbeßert, erweitert, vervilfältigt eure Geschäfte! Teilt einan-

der eure Einsichten, eure Künste, eure Arbeiten, eure Produkte mit und schwingt euch von einer Stufe der Industrie zur andern empor! Dann wird rings um euch Flor der Gewerbe und Handlung blüen; dann werden iedem Quellen für di Befridigung seiner Bedürfnise offen stehen und ieder wird, nach dem Mas seiner Kräfte, in seiner Art glüklich seyn.

Aber alles Streben und Arbeiten würde lange den ersprislichen Erfolg nicht haben, wenn nicht eine weise Ordnung einem ieden seine Schranken anwise. Ordnung ist nicht nur di Sele des Staats, sondern auch des Privatlebens und aller in disen Grenzen ligenden Geschäfte, das beste Beförderungsmitel aller Glükseligkeit. Wenn di Geschäfte nicht in gewiße abgesonderte Schranken

eingewisen werden, verwirren si sich unter einander. Wenn Menschen sich nicht auf ein bestimtes Geschäft besonders legen, erlangen si keine Vollkommenheit darinnen, zerstreuen sich durch zu vilerlei Plane und Absichten und verfelen am Ende alle. Di leichtern Geschäfte werden in den Jaren der Bequemlichkeit zu ser hervorgesucht und bei veränderten Einsichten und Absichten di notwendig schwerern vernachläßigt und hintangesezt. Manche Arten von Geschäften bekommen dadurch zu vile Intereßenten, di einander hinderlich werden und ire gegenseitige Narung schmälern. Di wandelbare Denkungsart der Menschen würde si dabei von einem Gegenstand auf den andern leiten und mancher würde seinen Wolstand darüber verliren. Das Sprichwort ist alt, aber durch manche Erfarung bestätigt und

hiher paßend: 14 Handwerker, 15 Unglüker. Di Menschen verliren durch solche Wandelbarkeit iren Hauptzwek aus den Augen, behalten keinen vesten Gesichtspunkt und mischen sich in zu vilerlei Sachen, di si von dem Weg irer eigentlichen Bestimmung und Absicht abfüren. Manche Berufsgeschäfte würden ganz leer von Arbeitern werden, wenigstens von tüchtigen, di alle ire Bemüungen darauf verwenden, und geringe Sachen, geringe Arbeiten würden oft nicht teuer genug bezalt werden könen. Wenn aber ein ieder sein Fach hat, dem er sich auf Zeit seines Lebens mit freier Wal widmet, kan er vollkommen darinen werden, kan es von Zeit zu Zeit hinlänglich verbeßern, sich Kundschaft und Verker damit machen, iedem eher Genüge leisten und seinen Wolstand auf einen vesten Boden

gründen. Wer Lust und Kräfte fült, und Gelegenheit findet, sich in ein anderes Fach, das ihm vorteilhafter, angenemer und angemesner scheint, hinüber zu schwingen, der hat immer noch Zeit dazu und der Weg steht ihm offen; aber die Geschäfte aller Stände in einander zu mengen, würde di schädlichste Unordnung bewirken. Ein ieder Stand mus seine Schranken haben.

Wenn alles in einem solchen Flor, in einem solchen Kraislauf, in einer solchen Ordnung ist, was felt noch zur Glükseligkeit eines solchen Staats? Was hindert noch den Wolstand und di Zufridenheit? Di Abgaben, di gegeben werden müsen? Wi unbillig ist nicht di Denkungsart der Menschen! Si haben alle für sich nichts. Di Natur gibt inen alles. Di

Erde

Erde gibt inen für di Bearbeitung und Pflegung ire Abgaben an Getraid und Früchten und allen ersinlichen Produkten der Narung. Di Heerden, di Meere, di Wälder und alles gibt inen Abgaben zum Genuß und zum Gebrauch. Di Bergwerke geben inen ire Abgaben an Eisen, Gold und Silber; der Gelerte gibt der menschlichen Gesellschaft di Abgabe seiner Kentnise, Erfarungen und Versuche und unterweist si, wi si di Dinge bearbeiten und gebrauchen soll und ieder gibt dem andern di Abgabe seines Fleises. Um den Verker des Wechsels und Tausches der Waren und Arbeiten zu erleichtern, di Erlangung der Bedürfnise bequemer zu machen und alle Betribsamkeit desto besser zu befördern, läßt der Regent di Münze prägen und bringt durch iren Umlauf di Tribräder aller Gewerbe in harmonische Bewegung; er gestat=

stattet allen den freien Gebrauch der Produkte, überläßt inen allen di Mitel zum Betrib irer Geschäfte, befördert durch di fürtreflichsten Anstalten alle Tribräder des Ganzen zum Umlauf, und sichert inen dabei Rue und Eigentum. Solte der Untertertan für alle di Vorteile, di er genist, nicht gerne und willig di wenigen Abgaben geben? müsen nicht Krigsheere, welche zum Schuz und zur Sicherheit da stehen, müsen nicht Räthe, Diner und Amtleute, welche für das Beste des Staats mitarbeiten und wachen helfen, besoldet werden? Und wen treffen dise Abgaben? Trift nicht der gröste Teil derselben di Reichen? Sind si nicht alle nach dem Grad des Vermögens angelegt? Wen drüken di Auflagen? Sind si nicht auf di notdürftigen und unentberlichen Sachen geringer angelegt, als auf

di entberlichen, di nur zur Bequemlichkeit, zum Vergnügen gereichen? — wenigstens sollen si es seyn; — und mus si der Käufer nicht allemal wider mitbezalen? Abgaben und Auflagen sind notwendig und ein weiser Regent, dem di Wolfart seiner Untertanen am Herzen ligt, wird si allemal so einrichten, daß si dem Staat nicht lästig fallen.

Di Einname und Ausgabe des Staats ist eine beständige Ebbe und Flut. Alle Abgaben flisen wider in den Staat zurük und ergisen sich durch tausendfache Kanäle wider in di ersten Hände. Di Armeen und alle Diner des Staats geben ire Gelder wider in di Hände zurük, di inen ire Bedürfnise lifern; ieder der etwas verfertigt, das Käufer und Libhaber findet, macht Bezug von

disen Geldern, leistet nach dem Mas seines Vermögens seine Abgaben, trägt di Auflagen, di der Käufer bezalt und nimt, nach seinen Kräften und nach seinem Verhältnis, Teil an der allgemeinen Glükseligkeit durch Genus, Beförderung und Gebür.

„Aber es könten doch auch vile Ausgaben „des Staats erspart werden, oder könten „doch wenigstens mäsiger eingerichtet wer„den: Welche Summen gehen nicht bei „Krönungen hoer Häupter, bei iren Ver„mälungen und andern dergleichen Feier„lichkeiten auf!“

Krönungen sind di glänzenden Auftritte, wo das Oberhaupt eines ganzen Volks di Rechte der Maiestät, di Oberherrschaft, di Pflichten der Sorge und Aufsicht über einen gan=

ganzen Staat und seine Wolfart feierlich übernimt. Kan eine Begebenheit wichtiger seyn, als dise? Kan ein Tag in zeitlichen Angelegenheiten der Welt iemals feierlicher seyn? Wi feierlich begehen nicht Menschen im Privatleben einen Ehrentag! Welche Zubereitungen, welchen Aufwand machen si nicht! welche Anstalten werden nicht getroffen, um einen solchen Tag vor den übrigen gemeinen Tägen auszuzeichnen, ihn zum Tag der Freude, zum merkwürdigsten Tag der Erinnerung für das ganze Leben zu machen! und doch betrift diser Tag nur di Wolfart einiger wenigen Personen, einer oder zweier Familien. Von dem Tag aber, wo ein König di Krone aufsezt, hängt di Wolfart einer ganzen Nation ab. Da erscheint ein Mensch, über alle übrige erhaben, von dem künftig das Los von vilen

tausend andern Menschen abhängen soll, di sich unter seine Flügel versamlen. Er soll künftig ir Beherscher, ir Beschüzer, ir Vater seyn. Si huldigen ihm als Untertanen, als Kinder, und er schwört inen den wichtigen Eid der Vatertreue, der Regentenpflicht, di ihm Lasten aufbürdet, welche oft für menschliche Schultern zu schwer sind. Und diser Tag, welcher der wichtigste für eine ganze Nation ist, solte nicht feierlich begangen werden. Der, unter deßen Zepter künftig alle Gewerbe, alle Künste, Manufakturen und Handlung in glänzendem Flor blüen sollen, solte nicht mit allem Pomp erscheinen? Welcher Aufwand kan zu gros seyn für einen Tag, welcher der Grund alles künftigen Segens, aller künftigen Glükseligkeit für ein ganzes Volk seyn soll! Welcher Aufzug kan zu glänzend seyn,

wo so vile mit dem Ornat irer Verdinste und irer glänzenden Handlungen erscheinen, wo sich der ganze Staat gleichsam in seiner Glorie zeigt! An disem Tag, wo ein ganzes Volk ihm Jubel zuruft, mus der Gekrönte in seiner ganzen Herrlichkeit erscheinen. Der Tag der Vermälung, auf welchem di Hofnung ganzer Staaten und ire künftige Wolfart ruet, auf den sich di Pfeiler eines ganzen Königshauses gründen, ist aller Pracht und alles Aufwands wert. Und wenn auch der Aufwand eines solchen Tags und andrer änlicher Feierlichkeiten nach dem Kalkul des Eigennuzes soll berechnet werden, so wird das allgemeine Intereße doch immer noch dabei gewinnen; denn alle Summen, di dabei aufgehen, ergisen sich in tausendfache Kanäle des Staats.

Und welches sind di übrigen zu grosen Ausgaben, di erspart werden könten? Etwa Besoldungen und Gnadengehalte? Männer, di in grosen wichtigen Posten stehen, dem Staat grose Dinste leisten, müsen auch grose Belonungen erhalten. Ir Stand und selbst ire Geschäfte sind oft mit grosem Aufwand verbunden; disen Aufwand können si nicht vermeiden. Das Zeremoniel, das mit disem Stand unzertrenlich verbunden ist, erfordert zu vile Ausgaben. Si müsen Bedinte, müsen Kutschen und Pferde halten, müsen vil auf Kleider und andre Sachen, di in irem grosen und weitläuftigen Wirkungskrais ligen, verwenden und eine Menge Unkosten bestreiten, di sich nicht alle benamen laßen. Si müsen selbst durch iren Aufwand sich in einem gewißen Ansehen erhalten; ire eigne Ehre, di Ehre ires

Regenten, di Wirksamkeit irer Verrichtungen und das damit verbundne Wol des Staats hängt davon ab. Si müsen einmal standsmäsig leben. Solten Männer, di ire Kräfte, ire Zeit, ire Sorgen für das allgemeine Beste aufopfern, nicht groser Belonungen wert seyn? Genisen nicht alle Mitglider des Staats den woltätigen Einflus irer rastlosen Bemüungen?

Eben so sind auch Gnadengehalte notwendige Ausgaben des Staats. Es sind di Abgaben der Erkentlichkeit an Männer, di sich durch rümliche Handlungen, durch erhabne Verdinste, durch grose Taten um den Staat verdint gemacht haben, deren woltätigen Einflus man empfindet! Solten dise Männer, wenn si über ire grose und vile Arbeiten stumpf, wenn si grau geworden

den sind und irem Posten nicht mer vorste-hen können, nicht noch di Früchte irer Be-müungen und di Opfer des Danks für den Segen genisen, der sich durch si über gan-ze Provinzen verbreitet? Solten Witwen und verwaiste Kinder nicht noch di Abga-ben von den Früchten des Segens genisen, di aus den Bemüungen groser Männer für so vile erwachsen; solten si nicht einen klei-nen Teil ires Verlusts dadurch ersezt be-kommen, wenn di Gesundheit und das Le-ben diser fürtreflichen Männer oft di früen Opfer ires Eifers um das allgemeine Be-ste werden? Solte der Lon groser Taten nicht auf ganzen Häusern ruen, wenn das Glük, das si schaffen, doch für ganze Staa-ten blüet? Das wäre Undank, der ein gan-zes Volk entehrte. Ein Volk, das kein Verdinst zu schäzen weis, das den Wert

groser Männer verkent, das di Edlen im Lande verachtet, ist irer nicht wert und des Glüks und des Segens und der Ehre nicht, so inen durch si zu Teil wird. Di Unwissenheit und Torheit kan nur da ire Rolle spilen. Di Weisheit schütelt den Staub von iren Füsen und wandelt von inen aus.

Welcher Aufwand ist nun noch übrig, der den Staat belästigt und erspart werden könte? Der Aufwand für Schauspile? „Was kosten nicht alle dise Leute! was kosten nicht alle di prächtigen Notwendigkeiten, di zur Schaubüne gehören, mit welchen Kosten sind nicht di glänzenden Auftrite der Opern verbunden!“ So fragt der trübsinnige Unwißende und er erwägt nicht, daß alle di Gelder in di Hände der Handwerker und Künstler kommen, di für

dise Fächer arbeiten und daraus einen ansenlichen Erwerb und Gewinst zien. Dise Leute geben nicht nur einer Menge Menschen einträgliche Beschäftigungen für alle Notwendigkeiten, di zu irer Büne gehören, sondern werden auch einträglich durch di Bedürfnise für ire eigne Person. Si verzeren ire Einname wider im Lande. Si sind in disem Betracht gleichsam nur Personen, di gewiße Summen zur Verwaltung überkommen, di si in tausend geschäftige Hände wider austeilen. An und vor sich könte der Staat dise Personen entberen, der Aufwand, den si erforden, erspart werden, so wi unzälige andre Gegenstände des Vergnügens vermißt werden könten, zumal für Menschen, di gewont sind, dise Erde nur für ein groses Zuchthaus anzusehen, da si

doch eigentlich ein groser ofner blumenreicher Garten ist. Schauspile haben aber nicht blos das Vergnügen zu irer Absicht: ir Entzwek ist weit höer; Belerung ist das Zil irer Handlungen. Schauspile können äuserst nüzlich für den Staat werden. Di Menschen sind gemeiniglich gewont, über di Vorfallenheiten in der Welt leicht wegzusehen, weder iren Ursprung zu untersuchen, noch ire Folgen zu erwägen; es ist inen auch in manchem Betracht nicht zu verdenken: di Handlungen ligen entweder zum Teil zu weit aus irem Gesichtspunkt, oder es ist Grund und Folge gemeiniglich zu weit von einander entfernt. Im Schauspil werden inen di wichtigsten Begebenheiten vor Augen gestellt, iede Handlung der Menschen anschaulich gemacht, alle Umstände in ir Licht gesezt, Ursachen und Folgen

gen zusammengestellt und alles auf eine leb=
hafte und einleuchtende Art in einer Vor=
stellung auf einmal gezeigt. Hir werden
di Zuschauer gleichsam mit dem Fingerzeig
ins menschliche Leben hineingefürt, bekom=
men Sachen zu sehen, Warheiten zu erken=
nen, auf di si vileicht durch eignes Nach=
denken, durch eigne Betrachtung ni gefürt
worden wären. Di Menschen glauben oft
nicht, was geringe Feler, unscheinliche Ver=
nachläßigungen, Leichtsin und Torheit für
grose, schädliche und wichtige Folgen ha=
ben; hir sehen si alles aufs vollkommenste
und auf di auffallendste Weise im Leben.
Das Schauspil kan inen den deutlichsten und
besten Unterricht von Gleichheit und Un=
gleichheit erteilen; kan si sowol leren, wor=
aus di Ungleichheit irer Glüksumstände ent=
springt, als auch worin der Grund der Ver=

schidenheit irer Vorzüge ligt, di si vor einander auszeichnen. Hir sehen si den Segen der Treue und des Fleises im Beruf, so wi di üblen Folgen der Nachläßigkeit und Verschwendung; das Glük der Tugend und das Unglük des Lasters; selbst di Entwiklung so mancher verwornen Schiksale in der Welt, mit allen iren verborgnen Ursachen, wird hir vor iren Augen aufgedekt. Das Empfelende der Sitlichkeit und des guten Betragens, so wi das verächtliche und lächerliche einer törichten und ausschweifenden Auffürung, di notwendige Behutsamkeit in Worten und Handlungen, di Früchte einer guten Erziung, di Ehre und der Rum edler Gesinnungen und Handlungen, so wi das Gegenteil von allem dem zeigt sich inen hir in den redendsten Mustern lebendiger Beispile. Di Schauspile verfeinern di Sitten,

ten, reinigen di Sprache und geben Stof zum Nachdenken und Gefül für Verstand und Herz. Ist das nicht nüzlich für di Menschheit? Freilich würde es schädlich seyn; wenn ieder Ort seine Schauspile haben wolte; Schaubünen sind nur für grose Städte, wo ein Zusammenflus von Menschen aus allen Ständen ist; wo es vile gibt, di für ir Geld auch Vergnügen und Veränderungen suchen; welche könten für dergleichen Menschen angenemer, nüzlicher und zwekmäsiger seyn, als gute Schauspile? Was für verschidne Denkungsart herscht nicht in grosen Städten unter so vilen Menschen! Was für Gelegenheit zur Verfürung und Ausschweifung! Wi wenig ruiges Nachdenken über sich und seine Umstände findet unter so vilen Zerstreuungen stat, worin so manche leben! Wi wenige

Stunden bleiben von den aufeinander folgenden Ergözlichkeiten für den menschlichen Geist übrig! Wi vile, di weder gute Belerungen lesen, noch hören, wodurch das Herz gebeßert, der Verstand aufgehellt werden könte! Wi vile, di von manchen Begebenheiten des Lebens, von manchen Dingen gar keine oder ganz irrige Begrife haben! Wi manche wunderliche, von Glük, Tugend und Ehre. Di Komödie spilt inen alle di verschidnen Rollen des menschlichen Lebens vor, zeigt inen di Warheit in irem Licht und gibt einem ieden sein Spigelgen mit nach Haus.

Menschen! di ganze Erde ist nichts anders, als ein Schauplaz, worauf ein ieder seine Rolle spilt. Der Taglöner hat seine Rolle, der Handwerker, der Künstler, der

Kauf=

Kaufman, der Gelerte, der Minister, der Feldherr und der König. Ein ieder kan keine andre Rolle spilen, als di ihm durch di Vorsehung zugeteilt ist, zu der er in der allgemeinen Verbindung in der menschlichen Gesellschaft sich bestimt und di er erlernt hat; ein ieder kan also nur — seine Rolle spilen. Wenn di Akteurs in einem Schauspil unzufriden über di Verschidenheit irer Rollen werden, wenn der, so eine geringere hat, glauben wolte, er könne di höere Rolle des andern auch spilen und wolten auf dem Teater sich darüber streiten, würde di ganze Vorstellung zertrümmert werden. Gerade so ist es in der Welt: welche Unordnung würde nicht entstehen, wenn der Bedinte di Rolle seines Herrn, der gemeine Soldat den Posten seines Generals, der Profeßionist den Plaz des Gelerten, der

Künst=

Künstler di Geschäfte des Ministers übernemen und der Taglöner, als König, das Direktorium füren wolte! Posten! di so vil voraussezen, di so vil Fäigkeiten, so vil Zeit und Uibung und so vil angemeßne Bildung erfordern, wozu so vil Wißenschaften, so vil Kräfte des Geistes gehören, di auf so wichtigen Verhältnisen, auf so besondern Umständen beruen, di einen Zusammenhang und eine Bestimtheit haben, welche mit der Wolfart des Ganzen so genau, als mit der besondern Wolfart eines ieden einzelnen verbunden ist! Wi wolten dise Leute ire Posten ausfüllen, für di ir ganzes Leben keine Bildung erhalten hat! Wi wolten si di Pflichten erfüllen, di damit verbunden sind! das können si nicht; der Höere würde wol leicht di Geschäfte der nidrigern Stände erlernen können, aber dise

nicht

nicht die Geschäfte der höern; das wollen si auch nicht. Der Glanz, die Vorzüge blenden nur ire Augen. Das Verdinst ist ja an und vor sich schon ein wesentlicher Vorzug, und Vorzüge sind mit Verdinst und Würden so unzertrenlich verbunden, als Leib und Sele. Rollen sind Rollen und Menschen sind Menschen; aber so wi keine Rolle der andern gleich ist, so ist auch kein Mensch dem andern gleich, der si spilt. Bei allem dem aber kan ein jeder glüklich seyn und hat seine Bestimmung in der Welt erfüllt, wenn er seine Rolle so gut spilt, als er kan.

Menschen! ir verfelt eure Absicht, wenn ir eure Umstände mit den Umständen andrer nach dem äußern Schein vergleicht! Betrachtet also di Hoheit nicht nach dem

äusern

äusern Glanz, der sie umgibt; sondern nach den Sorgen, di damit verbunden sind, und vergleicht damit die Rue, di Gemächlichkeit des nidern Standes, so wird der Abstand dieses Verhältnises nichts beneidenswertes mer in euren Augen haben. Wenn ir di Vorzüge anderer betrachtet, so erwägt auch, was dazu erfordert wird, welch ein Mas von Kräften das Verdienst verlangt und laßt euch dadurch aufmuntern, euch mit dem geringern Mas eurer Kräfte und Einsichten bei euern Arbeiten ebenfalls Vorzüge vor andern eures gleichen zu erwerben, andre an Geschiklichkeit, an Fleis, an Sitten und gutem Betragen zu übertreffen. Betrachtet den Aufwand, den andre machen, nicht mit neidischen Augen, sondern laßt euch dadurch aufmuntern, Mittel zu erfinden, wi ir mit eurem Fleis, mit

eurer Geschiklichkeit, mit eurer Kunst, mit euren Wissenschaften Nuzen davon zien wollt. Ir verfelt eure Absicht, wenn ir Unzufridenheit über di Vorzüge andrer hegt, one Kräfte und Gelegenheit zu haben, euch in änliche Umstände hineinzuschwingen. Sehet auf das, was euch angehet, was eure Pflicht, was euer Beruf ist, was in eurem Wirkungskrais ligt. Sehet was um euch ist, benuzt was vor euch ligt! Vervollkomnet euch, werdet emsiger, weiser, behutsamer, tugendhafter! das ist der Weg, worauf alle glüklich werden können, ein jeder in seiner Art. Betrachtet di Oekonomie der Binen! der Schöpfer hat in inen gleichsam das Muster einer glüklichen Staatsverfaßung aufgestellt! alle arbeiten für einen gemeinschaftlichen Zwek, und jede sucht di Blumen auf, woraus si iren Honig samlet.

Wer will Gleichheit verlangen und was soll Gleichheit heisen? Di nidern Stände können sich nicht zu den hörn hinauf schwingen; es felt inen di Ausbildung dazu und di Uibereinstimmung aller dazu erforderlichen Umstände; auch streitet es vorzüglich wider alle Verfaßung einer bürgerlichen Welt: Wer würde alsdenn noch dem andern dinen? Und doch ist das das Verhältnis, woraus alles gegenseitige Intereße flist. Oder sollen di hörn Stände sich zu den nidern herablassen. Sollen Würden, sollen di Begrife von Ehre, sollen di grosen Tugenden, di rümlichen Handlungen, di glänzenden Taten, di ausgebreiteten Wissenschaften, di feinern Sitten aufhören und ein jeder nach dem Sin, nach der Gewonheit, nach der Art des gemeinen Mans leben? Ist der gemeine Stand, sind di

ge=

gemeinen Sitten und Tugenden, ist di gemeine Art zu handeln das allgemeine Modell für di erleuchtete Menschheit? sollen alle wesentliche und erhabene Vorzüge derselben keinen Wert mer in den Augen des kurzsichtigen Haufens haben? Soll der Man, der sich vile Einsichten erworben hat, nicht mer Ehre wert seyn, als der, so weniger besizt; soll der, so für das Wol viler arbeitet, der vile beglükt, nicht eben so grose Vorzüge besizen vor dem, der nur für sich und seine Bedürfnise sorgt, so kan auch keine Achtung allgemeiner Glükseligkeit mer stat finden; denn wi tif würde nicht di Menschheit sinken, wenn man kein Verdinst mer schäzte! Wi viler Menschen Wolstand würde nicht darunter leiden, wenn keine Vorzüge mer gälten! Das menschliche Leben würde nach und nach seine Anmut verliren

liren und zu einer ewigen Winternacht werden, wo, stat der hellen Sonne, nur schwache düstre Lampen brennen. Wenn aber di Herablaßung, di man verlangt, darin bestehen soll, daß Einsichtsvolle sich zu den Unwißenden herablaßen und si beleren, daß Hoe den Nidrigen beistehen und inen helfen, daß Reiche den Armen unterstüzen, daß Männer von Ansehen und Gewicht den Bedrängten aus dem Elend reißen, daß Mächtige di Unschuld, di leidende Tugend wider ire Verfolger beschüzen, dann erlangt di Menschheit ire Rechte, dann blüet ir der glükliche heitre Früling, der allen süße Früchte verspricht.

Selbst di Schranken, worein di Ehre eingeschloßen ist, haben iren ersprislichen Nuzen für di menschliche Gesellschaft: si

halten di hörern von gewißen Geschäften ab, worin andre iren Erwerb suchen, one damit Unehre davon zu tragen. Wäre der hoe Ehrenstand nicht in dise Schranken eingeschloßen, würden vile Menschen wichtige Vorteile durch di zalreiche Mitwerbung deßelben verliren.

Di äusern Kenzeichen der Ehre sind nicht blos Merkmale und Belonungen, di das Verdinst und grose Taten auszeichnen sollen; es sollen nicht blos Aufmunterungen für edle Selen seyn, sondern auch vorzüglich Erinerungsmerkmale für di Menschheit an di Verdinste, an di grosen Handlungen, an di edlen Taten derjenigen Männer, denen si einen Teil irer Rue, irer Sicherheit, ires Glüks, den Flor irer Handlung, irer Gewerbe, irer Felder, ires Wolstands zu

danken haben. Di Menschen sollen dadurch aufgemuntert werden, alle Niderträchtigkeit zu verachten und dagegen Achtung für grose und edle Handlungen zu hegen. Si sollen Erwekungen seyn, auch im Kleinen edel zu handeln; Erwekungen zum Fleis, zur Treue, zur guten Ordnung. Der höere Stand gibt auch den übrigen Ständen einen feinern Ton der beßern Sitten und des guten Betragens. Es ist diser Stand gleichsam das mildere Klima, das auf jede Gegend, auf alle übrige Stände, auf jede Pflanze seinen woltätigen Einflus hat.

„Aber es gibt so vile, di nur di äusern „Kenzeichen der Ehre an sich tragen, one „di wirklichen Eigenschaften derselben zu be„sizen." Wenn es sonst nichts ist, was hat di Welt für Schaden davon? Paßiren

nicht

nicht auch reich gepuzte Pupen für eine gangbare Ware? Warum solten nicht lebendige Pupen für den Aufwand paßiren, den sie auf Flitterehre verwenden? Wenn si der Welt öffentlich zeigen, was si nicht sind und was si doch zu seyn wünschten, ist das nicht Herablaßung genug? Keiner wird di Verdinste in inen schäzen, di si nicht besizen, aber ieder kan irer Demut in dem Abglanz irer Ausgaben one Anstand ein Kompliment machen.

„Und so vile Unwürdige, di di Pflichten „vergeßen, welche mit irem Amt verbun„den sind, di das Recht nach Geld und „Gunst drehen, di den Bedrängten unter„drüken helfen und dem Ungerechten beiste„hen; so manche Unwürdige, di das selbst „nicht ausüben, was si andre leren!“ Es

ist

ist war, es ist traurig, wenn Männer, denen eine Anzal Menschen anvertraut ist, nachläßig in irem Amt sind, das Recht als eine feile Ware ansehen, und ir Intereße für di Vorschrift der Geseze gelten laßen, di weder für menschliches Elend, noch für Rechtschaffenheit Gefül haben. Es ist traurig, wenn Männer, denen andre zur Unterweisung anvertraut sind, das selbst nicht im Wandel zeigen, was si andre leren. Di Lere verlirt dadurch ire Kraft. Di Menschen sind gewont, sich mer nach dem Beispil, als nach Worten zu richten. Wenn der Fürer von dem Weg der Tugend abweicht, wi sollen di drauf bleiben, di ihm nachwandeln? Auf den Lerer sind aller Augen gerichtet, was oft an andern mit Gleichgültigkeit angesehen wird, ist bei disem anstößig; es haben deswegen solche Männer

onstreitig Ursache, in irem Betragen äuserst behutsam zu seyn, weil di Folgen zu wichtig sind; Mämner, welche sich diser Behutsamkeit nicht fäig halten, solten liber den Stand nicht wälen, der solche in so hoem Grad erfordert. Doch! — dise Klagen gehören ins Kabinet des Regenten. — Di Urteile der Welt sind aber auch oft zu übereilt, zu unbedachtsam und zu feindselig. Di Welt hat auch vile edle, gewißenhafte, grose Männer, di iede irer Pflichten in irer Wichtigkeit kennen und schäzen, di alle Müe anwenden, iede nach irer Möglichkeit zu erfüllen, denen das Wol eines ieden einzelnen Menschen am Herzen ligt, di jedem, auch dem geringsten, auch dem Fremdling helfen, di nicht scheinbare Gründe zur Unterdrükung aufsuchen, di keine Veranlaßung zur Straffälligkeit geben, sondern liber da-

 für

für verwaren, Männer, deren Wünsche alle auf Menschenbeglükung abzilen, di andern beistehen, helfen, rathen; Lerer, di durch ire fürtrefliche Vorträge Menschen beßern, di inen nicht nur di Tugend angenem und libenswürdig machen, sondern di auch selbst als glänzende Muster den Weg der Tugend und der Rechtschaffenheit wandeln und dadurch Glük und Segen rings um sich verbreiten.

„So vile Unfäige, di dem Amt gar nicht „gewachsen sind, das si begleiten." Es gehört freilich vil Einsicht zur rechten Fürung eines Amts. Di blose Kentnis der Geseze ist noch lange nicht hinlänglich zur Handhabung der Gerechtigkeit; blose Rechtsformeln sind noch lange nicht zureichend zur gewißenhaften Fürung eines Richteramts.

Di

Di Eigenschaft zu einem solchen Amt ligt nicht blos in der Kentnis der Geseze und Rechtsformeln, sondern in der Kunst der Anwendung. Es paßt nicht ein Hut auf alle Köpfe, nicht ieder Fus zu einem Leist; di Umstände bestimmen den Wert der Handlungen: was bei dem einen Menschen sträflich ist, kan bei dem andern untadelhaft, und bei dem driten gar lobenswürdig seyn. Der Rechtsgelerte mus also, auser seiner Wißenschaft, auch Filosofie und Menschenkentnis innen haben. Der Theolog hat noch lange nicht Gelersamkeit genug, ein nüzlicher Prediger zu seyn, wenn er das System der Theologie studirt hat; sein System ist nur der Inbegrif und di Form seiner Wissenschaft; di Manchfaltigkeit seiner Zuhörer bestimt auch di Manchfaltigkeit der Anwendung und dazu gehört Kentnis der Welt und

irer Vorfälle, Kentnis des menschlichen Herzens, beurteilender Blik in di Begebenheiten und Schiksale der Menschen. Und felt es wol in unsern Zeiten an solchen Männern? Haben nicht alle Gegenden Muster aufzuweisen, di, zum Glük der Menschheit, mit allen disen Kentnisen ausgerüstet sind? Wi vile glänzende Muster lisen sich nicht zur Ehre dises Stands nennen! Wenn auch hi und da einer ist, dem es an disen Eigenschaften felt, so ist auch vileicht sein Amt nicht von der Wichtigkeit, daß es vil Erfolg haben könte. Es haben alle Stände unwissende und schwache Köpfe. Was an Klugheit abgeht, wird zuweilen durch Güte des Herzens oder irgend eine andre gute Eigenschaft ersezt.

Alle Klagen, di sich unter den Menschen

hören laßen, sind ein Beweis, daß wir in einer Welt wonen, wo keine ware Vollkommenheit zu finden ist, und alle Unvollkommenheiten, di in diser Welt zum Vorschein kommen, sind ebenfalls ein Beweis, daß di Menschen einander nimals gleich werden können. Wir können einander durch nichts gleich werden, als durch gleichen Grad der Tugend. Wer mit dem geringern Mas seiner Kräfte so vil Eifer des Fleises und der Tätigkeit verbindet, als der, so höhere Kräfte besizt, wer in seinem geringen Beruf so treu ist, als der, so in einem hörn Beruf steht, wer seine Leidenschaften in Schranken hält, so wi si der Weise bezämt, wer Wolwollen gegen seine Mitbrüder hegt, so wi der Menschenfreund, wer seine Freude an dem Glük und Wolstand andrer hat, so wi der Edle solchen befördert, wer mit

wenigen Glüksgütern so zufriden ist, als wi der, so vile Glüksgüter besizt, wem sein ehrlicher Name, sein guter Ruf so vil Freude macht, als einem andern der ausgebreitete Rum seiner Taten und Verdinste, als di Ehre und das Ansehen, worin andre stehen, wer bei dem Genus weniger Freuden so vergnügt ist, als der, so vile Freuden genist — der ist ihm an Glük und Tugend am änlichsten. Aber di meisten pflegen ir Glük nur nach dem Masstab der Sinne zu meßen; di Leidenschaften verdunkeln inen di reinen Begrife der Vernunft und leiten si auf unrichtige Urteile und Schlüße; si glauben aus irriger Meinung, di Ehre sei ein beleidigender Vorzug für andre, verwechseln den Begrif der Menschheit mit dem Begrif vom unterscheidenden Wert der Menschen, und verlangen eine Art von

Gleichheit, di gar nicht denkbar ist. Si wollen eben so reich, eben so geehrt seyn, wi andre, one di Vollkommenheiten zu besizen, di dise Vorzüge erwerben, one in den Umständen sich zu befinden, di den Weg dazu banen und wodurch si können erlangt werden; si trachten also nur nach dem Schimmer.

So wenig nun di Menschen aus Mangel an Vollkommenheiten einander gleich werden können, so können si doch alle zu denienigen Grad des Glüks gelangen, der iren Kräften und Verhalten angemeßen ist. Wir leben in einem Zeitalter, wo für alle Bedürfnise sowol, als für iede Art der Beschäftigung gesorgt ist, wo iedem Weltbürger tausendfältige Wege für seine Absichten offen stehen. Der Flor der Wißenschaften

öfnet

öfnet dem menschlichen Geist ein unermeslisches Feld für seine Forschbegirde, für seine Absichten und für seine Wünsche, es blüen Früchte und Blumenkränze und selbst der Lorber in irem Gebid. Di Kunst sucht überall ire Günstlinge auf und bidet inen Rum, Lon, und Bewundrung an. Di Handlung bidet alle ire Güter, alle ire Schäze dar, dem, der Lust hat, ire Rechnungen zu füren und ire Brife zu schreiben. Di Fabriken biden ganzen Gesellschaften Arbeit, Lon und Unterhalt an; alle Werkstäten stehen fleisigen Händen offen und mit inen alle Quellen der Narung und das ganze weite Feld verspricht dem seine Früchte, der es bearbeitet. Kräfte, Neigungen, Absichten, Verhältnise und Umstände bestimmen unsre Wal, Fleis und Tugend unser Glük; Reichtum und Ehre geben ihm seinen äu-

sern

sern Glanz und Zufridenheit seinen Wert und seine Dauer.

Eltern! bildet eure Kinder frůzeitig fůr iren kůnftigen Stand und Beruf! Bildet si frůzeitig zu kůnftigen Weltbůrgern, damit, wenn si in einen von disen Stånden eintreten, si ir Glůk, ire Rue, ire Zufridenheit darin finden. Průfet deswegen frůzeitig ire Neigungen, erforschet ire Fåigkeiten, vergleichet beide mit einander und leitet si nach der Richtschnur vernůnftiger Absichten. Unterwerft ire kůnftige Bestimmung nimals eurem Eigensin, zwingt si ni zu einem Stand, wozu si weder Fåigkeit noch Neigung haben; es hångt von irem kůnftigen Stand ire ganze Rue, ire ganze Zufridenheit, di Glůkseligkeit ires ganzen Lebens ab, und in einem Stand, wozu man entweder

keine Fäigkeit, oder keine Neigung, oder auch wol keines von beiden hat, laßen sich alle dise köstliche Güter des Lebens nicht finden; macht si nicht zu unglüklichen Opfern eurer eigensinnigen Absichten. Unzälige traurige Exempel haben schon oft gelert, was ein solcher Zwang für unglükliche Folgen hat, es möchten euch noch spät di Seufzer der Unzufridenheit, des Unmuts und des Unglüks treffen! Bezämt di Leidenschaften eurer Kinder in der früen Jugend! Richtet ire Begirden auf di Vorteile der Tugend! Lenket ire Tribe nach weisen Vorschriften und leitet si auf Gegenstände, di heilsam und nüzlich für si sind! Macht ir Herz fülbar gegen das Gute! Prägt inen di Leren der Tugend tif in ir Innerstes! Bringt inen Abscheu bei gegen iedes Laster, gegen alles was niderträchtig ist. Füret si

auf di Ban der Rechtschaffenheit und gehet inen selbst als Muster darauf vor. Erfüllt si mit Wolwollen und Libe gegen ire Nebenmenschen! Billigt ni di hämische Freude über andrer Unglük! Gebt ni zu, daß si das Glük andrer mit neidischen Augen ansehen! Gewönt si an Aufrichtigkeit, an Treue und an gute Sitten. Bildet si, mit einem Wort: zu guten Menschen! Macht aber auch weise Menschen aus inen! Verbannt alle Irtümer, alle Vorurteile, allen Aberglauben aus irer Sele! Lert si, iren Verstand gehörig zu gebrauchen; aber ni zur Arglist, zur Torheit und zum Betrug! Gewönt si an Gewissenhaftigkeit bei dem Gebrauch irer Vernunft! Unterrichtet si, wi si richtig urteilen sollen! Bringt inen richtige Begrife bei, vorzüglich von dem, was ire künftige Wolfart betrift! Zeigt inen den

waren Wert der Güter, damit si den Schatten nicht fürs Wesen ergreifen und durch di Täuschung der Sinlichkeit einst unglüklich werden. Gewönt si an Gehorsam und Unterwürfigkeit, damit si ire Abhängigkeit einsehen lernen und einst in den Schranken einer glüklichen Ordnung ire Zufridenheit finden.

Aber Eltern brauchten oft selbst noch vile Unterweisung; sonst würden si klüger und beßer handeln, ruiger und zufridner leben. Welche Unwißenheit in den notwendigsten Kentnißen felt nicht unter Menschen in iedem Alter! Welche irrige Vorstellungen von dem Zwek ires Daseyns! Welche falsche Begrife von dem Wert irer Bestimmung! Welche Irtümer in Sachen, di ire eigne Wolfart betreffen! Welche Vorurteile in

iren Schlüsen und Meinungen! Welche schwache Einsichten in das, was heilsam und ersprislich ist. Welche Torheit! Welcher Mangel an Uiberlegung! Welche Uibereilung in iren Unternemungen!

Was hat di Aufklärung unter den Menschen gewirkt, di man bisher von allen Seiten zu verbreiten suchte? Sind di Menschen nun weiser und tugendhafter? Ist ir Verstand nun heller und ir Herz beßer? Und welches sind di Kenzeichen davon? Dise Zügellosigkeit, dise Unordnungen, so überall zum Vorschein kommen? Dise Ausschweifungen, dises Verderben, so überall einreißt. Dise Unzufridenheit, dise Verachtung aller Rechte und Ordnung, di sich überall zeigt? Nein! das kan eine kluge Aufklärung ni bewirken. Si ist di gröste Wol-

tat für di menschliche Gesellschaft, si weist di Menschen an, iren Verstand gehörig zu gebrauchen, si unterweist den Menschen von dem rechten Gebrauch seiner Kräfte, si macht ihn mit den Dingen, di um ihn sind, näer bekant, gibt ihm di Mitel an di Hand, seine Geschäfte zu vervollkomnen, seine Umstände, seine Narung zu verbeßern; si zerstreut di Nebel der Unwißenheit, des Irtums, des Vorurteils und des Aberglaubens? Sind das nicht lauter heilsame und segensvolle Wirkungen? und haben si sich nicht hin und wider mit Segen geäusert? Ja! di Spuren davon sind überall sichtbar und haben schon manchen erwünschten Erfolg gezeigt. Aufklärung kan ni schädlich seyn, si befördert allemal das Glük der Menschheit, wenn si gehörig angewendet wird. Aber ist auch überall mit der gehöri-

rigen Behutsamkeit zu Werk gegangen worden? hat man auch alles in das gehörige Licht gestellt, und ist alles aus dem rechten Gesichtspunkt gezeigt worden; sind wichtige Warheiten nimals leichtsinnig behandelt worden und hat man nicht stat, Milch, auch unverdauliche Speisen vorgesezt. Ist der Stand des gemeinen Mans nicht mit zu vilen Schriften überhäuft worden, und ist es ratsam, Leuten, di keine Regeln und bestimte Grundsäze im Denken haben, alles in di Hände zu geben? Sehen si allemal di Warheit in irer waren Gestalt und reißen si nicht allzugerne nur diienigen Stüke vom Ganzen los, di irer Denkungsart behaglich und tauglich in iren Kram sind? Können si auch das immer faßen, was si lesen, den Zusammenhang überdenken, Warheit, Zweifel und Irtum von einander unterscheiden?

Können das Leute, welche ir Beruf an körperliche Anstrengung der Kräfte bindet? und ist das vile Lesen dem Fortgang irer Geschäfte nicht hinderlich? Stimt di Menschen ire Neigung nicht allzuser nur dahin, auf einmal alles zu verwerfen, wenn si einmal eine Sache als verwerflich vorgestellt finden? Hat di Aufklärung nicht oft di entgegengesezte Wirkung des Unglaubens und der Verwirrung? Alle dise Fragen will ich iedem andern zur Beantwortung überlaßen, und nur so vil behaupten, daß für Leute von ungeübten Geisteskräften di mündliche Anweisung beßer ist, als das vile Lesen; nur so vil will ich anmerken, daß der gröste Feler hirbei darin besteht, daß, wenn Menschen einige unbestimte Kentnise erlangt haben, si schon alles einzusehen glauben und nun um so mer diktatorisch über alles und

mit Verachtung aller übrigen Kentnisse urteilen, ie weniger anderweitige Einsichten si besizen und ie weniger si von dem, was si wißen, auch nur den geringsten Grund und Zusammenhang einsehen und nun dise Frage nur noch aufwerfen: ist di Aufklärung des Verstandes schon zureichend? ist nicht vilmer der gröste Teil mit an der Bildung des Herzens gelegen? Di Verdorbenheit des Herzens leitet di Menschen auf di schröklichsten Abwege; seine verkerte Leidenschaften verleiten ihn zu einer verkerten Anwendung seiner Kräfte; seine heftige Begirden geben seiner Vernunft eine völlig falsche Richtung; Verstand artet alsdenn auf Arglist, Klugheit auf Betrug aus. Ein von bösen Neigungen und Triben geleiteter Verstand läßt sich zu allen Torheiten, Irtümern und Vorurteilen verleiten, verdun-

kelt di hellsten und heilsamsten Warheiten, oder braucht si zu bösen Absichten. Aus diser trüben Quelle entspringt das Unglük mit allen seinen traurigen Folgen. Beim Herzen mus also di Aufklärung iren Anfang nemen, wenn der Erfolg glüklich seyn soll. Di Begrife sollen nicht nur geläutert, sondern di Neigungen und Sitten sollen verbeßert und di Menschen durch Tugend glüklich gemacht werden. Ein aufgeklärter Verstand bei einem schlechten Herzen richtet lauter Unheil an!

Nur das Volk ist glüklich, wo eine solche Aufklärung herscht; nur das ist glüklich, welches der Stimme der Vernunft und der Rechtschaffenheit zugleich folgt, dessen Verstand nicht nur aufgeklärt, sondern deßen Herz auch vorzüglich gebildet

ist; aus deßen Mitte eben sowol di Unwißenheit, das Vorurteil, der Irtum verbannt ist, als das Laster, di Torheit, di Ausschweifung und di Sittenlosigkeit, wo di Weisheit iren Wonsiz, di Tugend iren Tempel hat. Ein solches Volk wird ni an den Rand des Verderbens geraten, wird ni seine eigne Wolfart verkennen und di Pfeiler umreißen, worauf das ganze Gebäude seiner Glükseligkeit ruet. Es wird Verdinste in Ehren halten, wird seinem Regenten Gehorsam leisten, wird willig allen guten Vorschriften folgen, wird Eintracht und Vervollkommung zum Weg nach dem Zil seiner Bestimmung wälen und mit unabläßigem Streben auf den gemeinschaftlichen Entzwek allgemeiner Glükseligkeit hinarbeiten. Ein ieder wird di Pflichten seines

Be-

Berufs erfüllen, wird sich der Emsigkeit, der Treue, der Redlichkeit befleisigen, wird nur das schäzen, was wirklich seine Rue, seine Zufridenheit befördert, wird Libe und Wolwollen gegen ieden seiner Mitbrüder hegen, sich über den Wolstand seiner Nebenmenschen freuen, von inen di Mitel lernen, den irigen darnach zu verbeßern, wird iedem sein Glük gönnen, iedem seine Vorzüge laßen, iedes edle Muster nachzuamen suchen und ieder wird den andern nur an Tugend, an Rechtschaffenheit, an Fleis und Treue zu übertreffen suchen. Wi glüklich kan nicht ein solches Volk seyn! Welche Rue, welche Zufridenheit mus nicht in einem solchen Lande wonen! Jedes Unternemen mus gelingen, ieder weise Plan, ieder glükliche Entwurf, zum allgemeinen Besten von grosen Männern gemacht, zu

sei-

seiner Ausfürung, zum erwünschten Zil gelangen! In welch einem Flor können da nicht di Wißenschaften blüen, welche heilsame Früchte für den Staat erzeugen! Zu welcher Fruchtbarkeit, zu welchem reichen Segen können da, durch di heilsamen Anstalten zur Verbeßerung des Akerbaus, di Felder nicht gelangen! In welch eine Harmonie müsen da nicht alle Tribräder der Gewerbe zusammenstimmen, wi müsen alle Zweige der Handlung sich nicht mit dem glüklichsten Erfolg verbreiten. Zu welcher Höe mus nicht Kultur und Industrie emporsteigen! In einem solchen Lande kan nichts, als Streben nach Vollkommenheit seyn. Jede Kraft mus da sich in irem schönsten Wachstum zeigen, der Geist zu seiner mänlichen Gröse gelangen, iedes edle Gefül hervorkeimen und ieder hoe Eifer

zu rümlichen Händlungen, zu edlen Taten rege werden! Wi glüklich mus nicht ein Volk seyn, das, bei dem Licht einer solchen Aufklärung, im Schos der Weisheit und der Tugend di süsen Früchte der Eintracht, des Fridens, der Treue und des Fleises genist! Heil! dem Lande, das solche Einwoner hat!

Aber auch Heil! dem Regenten, der den Zepter über ein solches Volk fürt! Es wird ihm Gehorsam erweisen und seinen weisen Verordnungen folgen. Menschen, di der Stimme der Weisheit Gehör geben, erkennen di Notwendigkeit eines Oberherrn, den Nuzen der Geseze und di heilsamen Folgen einer guten Ordnung. Was wäre ein Volk, das keinen Herrn hätte, das sich selbst überlaßen wäre; es würde sich bald

zertrůmmern, di Geseze wůrden ire Kraft verliren und ůbertretten werden; Unordnungen wůrden ůberhand nemen, di Tugend wůrde iren Reiz, iren Wert und sich selbst verliren, di Weisheit wůrde kein Gehör mer finden, di Leidenschaften wůrden immer mer empor kommen, wůrden di Herrschaft fůren und di Vernunft wůrde unter irer Tiranei zum Sklavenstand herabsinken, iedes edle Gefůl, ieder gute Eifer wůrde erkalten und di ganze Glůkseligkeit in Ruin hinfallen. Wenn di Menschen alle gemeinschaftliche Hånde anlegen wolten, um ein groses Gebåude aufzufůren, aber keinen Baumeister håtten, der den Riß macht und das Werk regirt, wůrde ir Bau nicht zu Stande kommen, si wůrden in babylonische Verwirrung geraten. Man laße ein Schif immerhin mit vollen

Segeln auf dem Meer laufen, man laße alle Ruderknechte rudern, man gebe einem ieden seine Arbeit; es wird bei günstigem Wind seinen Gang glüklich fortwandeln, aber es wird nur den Weg gehen, den ihm di Winde anweisen und sich verirren; es wird auf di Sandbank laufen, oder an Klippen stosen und scheitern, wenn nicht der Steuerman seinen Gang lenkt. Eben so wird auch di Wolfart eines Staats nicht bestehen können, wenn ein Volk sich selbst überlaßen wäre, wenn nicht ein Regent das Ganze lenkte. Der gemeinschaftliche Zwek würde verfelt werden, di Plane würden scheitern, di Entwürfe zertrümmern, und das Zil würde nicht erreicht werden.

Heil! dem Volk, das einen weisen Regen-

ten

ten hat! Ihm wird nichts so ser am Herzen ligen, als di Wolfart seiner Untertanen. Si glüklich zu machen, wird seine vornemste Sorge seyn. Er wird alle Mitel anwenden, disen erhabnen Entzwek zu erreichen, di klügsten und besten Masregeln werden seine Absichten befördern. So wi seine hoe Einsichten ihn auf di glüklichsten Plane leiten und solche zur Ausfürung bringen, so werden si auch immer den heilsamsten Erfolg haben. Aus ieder seiner Unternemungen wird Klugheit hervorleuchten, aus iedem seiner Schritte Gröse des Geistes. Er wird iedem weisen Man Gehör leisten, der ihm Entwürfe zur Verbeßerung seiner Staaten vorlegt, er wird si prüfen und befördern, wenn si gut und erspríslich sind; iede nüzliche Anstalt wird unter seiner weisen Anordnung und Aufsicht zu Stand kommen,

wenn si woltätigen Einflus auf das Wol seiner Untertanen hat. Alle Tribräder der Narung werden unter seiner weisen Sorgfalt in beständiger Bewegung seyn. Aller Kunstfleis wird Aufmunterung und Beförderung finden. Jedes Verdinst wird hervorgesucht und belont werden; und der Wolstand seiner Untertanen wird unter seiner Regirung sich im schönsten Flor zeigen. Jeder wird seine Abgaben leicht geben können, si werden weislich angelegt und nimals drückend seyn. Er wird gegen alle sich als Vater beweisen, ieder wird Zuflucht bei ihm suchen können und ieder wird Hülfe finden. Geistesstärke, edle und erhabne Denkungsart, Tugend und gute Sitten, Redlichkeit und mänlicher Mut, und alle Tugenden, di sein Beispil allen einprägt, wird di Karakteristik seines Volks seyn. In seinem

Lande wird ieder glüklich seyn, ieder Aufname finden, auch der Fremdling, wenn er rechtschaffen ist. Unter seinem sanften Zepter wird Fride, Rue und Sicherheit in geselliger Eintracht beisammen wonen; und sein Volk wird glüklich seyn.

Heil! dem Regenten, der kluge Räthe hat! Heil! dem Volk, das sich irer woltätigen Fürsorge erfreuen kan! Si werden mit forschenden Bliken sich in seinen Staaten umsehen, werden alle Mängel, alle Feler aufsuchen und solche unter seiner Aufsicht verbeßern; si werden alle Mitel hervorsuchen, dem Ganzen immer mer Vollkommenheit zu geben und di allgemeine Glükseligkeit zu verbeßern. Si werden dem Bedrängten helfen, der guten Sache beistehen, und alles Gute befördern. Si werden auf solche Art

nicht nur den Willen des Regenten erfüllen, sondern auch seine Lasten und Sorgen dadurch erleichtern und tragen helfen und sich, durch iren unermüdeten Eifer für das allgemeine Beste, als Woltäter der Menschen zeigen, deren Wolfart inen anvertraut ist. Solte inen nun aber auch nicht ieder gerne di Vorzüge gönnen, di si sich durch so grose, so wichtige Bemüungen erwerben?

Menschen! habt ir auch ie erwogen, wi schwer Herschersorgen, was Kronen für drükende Lasten sind? habt ir ie erwogen, was für rastlose Müe, welche Arbeiten des Geistes, welche erhabne Denkungsart, welche rümliche Handlungen, welche grose Taten dazu gehören, um einen Stern, um ein Ordensband zu erwerben? Kent ir das Verdinst, das darunter hervorleuchtet? Ir

selbst

selbst habt Merkmale in eurem Stand, wo=
durch ir euch von einander unterscheidet,
und si sind euch wert, ir sucht eure Ehre dar=
innen; seid ir unzufriden darüber, daß ie=
ne Merkmale glänzender sind? Sind nicht
auch di Handlungen erhabner? Könt ir
euch den Umfang eines Geistes denken, des=
sen Einsichten sich über ganze Staaten ver=
breiten? Wißt ir di schnellen Entschlüse
groser Selen zu schäzen, woraus grose,
Länder beglükende Taten entspringen?
Warum ist euch alles so gering in euren Au=
gen? Warum verachtet ir di müsamen Ar=
beiten für eure Wolfart? Weil si einmal im
gewönlichen Gang sind? Warum dise Un=
zufridenheit? Weil nicht immer alles geht,
wi ir wünscht? Ist eine Ur nicht das Werk
künstlicher Hände? Wi genau mus nicht
alles ineinander treffen? wenn si in gehöri=

gem Gang seyn soll? Eben so müsen alle Tribräder eines Staats miteinander übereinstimmen, eine Zake mus in di andere paßen, wenn alles in harmonischem Gang bleiben soll. Wenn ein Urwerk in Stokung gerät, ist deswegen der Schuld dran, der es verfertigt hat? Kan di Ursache nicht in andern Zufällen ligen? Eben so sind nicht immer di Minister Schuld dran, wenn di Maschine des Staats aus irer Ordnung komt; di Ursachen können in den Felern andrer sowol, als in unvorhergesehenen Zufällen ligen.

Tadeln di Menschen nicht oft selbst di Einrichtungen Gotes, di doch alle so weislich angelegt sind? Alle Anordnungen in der Natur sind so gemacht, daß sie alle ire woltätige Wirkungen äusern. Sonnenschein

und Regen, Sommer und Winter, Frůling und Herbst, alles arbeitet in einander, um den Gang der Natur zu befördern, di zur bestimten Zeit ire Frůchte hervorbringt; wenn di Menschen aufmerksam darauf sind, die Tage des Pflanzens und der Aussaat nicht versåumen, ire Felder gehörig besorgen, können si mit der Zeit ire Ernden halten; aber auch Hagel und Ungewiter sind Wirkungen der Natur, auch Wolkenbrůche und Uiberschwemmungen; wenn dise ire Felder, ire Håuser, ire Herden treffen, murren si gegen den Schöpfer und erwågen nicht; daß di Summe der Woltaten, welche inen di Natur in reicher Fůlle zuflisen låßt, den geringen Schaden weit ůbersteigt, den di verwůstenden Wirkungen der Natur hervorbringen, di eben sowol natůrliche Folgen irer Einrichtung

 sind,

sind, als ire woltätige Wirkungen, di mit dem ganzen unzertrenlich verbunden sind, di sogar zur Vollkommenheit desselben gehören, und allemal iren Nuzen haben, ob derselbe gleich nicht iedem in di Augen leuchtet. Selbst di woltätigsten Witerungen äusern sich nicht immer nach den Wünschen der Menschen: der eine will Regen, wenn der andre Sonnenschein verlangt, der eine Schnee nnd Kälte, wenn der andere Wärme verlangt. Wenn di Menschen, di Natur zu lenken hätten, würden ire Tribfedern bald aus irem Schwung und di Maschine des Ganzen in Unordnung geraten; di Erde würde alsdenn entweder ein düstres Leichental, oder vileicht vor der Zeit zum Kometen werden, über welchen das Gericht ergangen,

Man verlange nicht zuvil von denen, so am Ruder des Staats sizen und seine Angelegenheiten besorgen. Hat man ie in Betrachtung genommen, daß si auch Menschen sind, so bedenke man dise Warheit vorzüglich hir; so erwäge man, daß si Menschen sind, di nicht mit dem Blik der Allwissenheit alle Ursachen und Folgen der Dinge durchdringen können; di nicht mit dem Blik der Vorhersehung in di entfernte Zukunft hineinschauen, di nicht mit dem Aug einer unbegrenzten Weisheit alle Mitel ausfindig machen können, di für ieden vorkommenden Fall di besten sind; sondern di zufriden seyn müsen, wenn si, mit allen iren ausgebreiteten Kentnisen, nur den höchsten Grad der Warscheinlichkeit erreicht haben, und di genug leisten, wenn si iederzeit nach iren besten Einsichten handeln.

Wenn ein Staat eine Verbindung von Menschen ist, di einen gemeinschaftlichen Zwek haben, nemlich den Zwek allgemeiner Glükseligkeit, wenn diser Zwek nicht anders erreicht werden kan, als durch di Anordnung verschidner Stände, so müsen auch alle, di disen Zwek erreichen wollen, sich in di Ordnung diser Einrichtung fügen? So wi in einem Hause Ordnung seyn mus, wenn es bestehen soll, so mus es auch da seyn. Wenn di Dinstboten nach irem Wolgefallen handeln, wenn si dem Hausherrn nicht gehorchen, ihm zuwiderleben und ire Pflichten vernachläßigen wollen; wenn di Kinder über iren Vater herschen, seinen Ermanungen nicht folgen und seine

Güter durchbringen wollen, mus das Hauswesen in Unordnung und Zerrüttung geraten. Der Hausherr mus über di Wolfart seines Hauswesens wachen, nach seinen Vorschriften müsen sich seine Dinstboten richten; der Vater mus über das Beste seiner Kinder wachen, seinen Anordnungen müsen si sich unterwerfen: gerade so ist es in einem woleingerichteten Staat. Dem Regenten ligt di Sorge ob, über das Beste seiner Landeskinder zu wachen, nach seinen Vorschriften müsen si sich richten, wenn Ordnung und Glükseligkeit bestehen soll. Es ist Torheit, wenn ieder sich mit unnötigen Sorgen in di Angelegenheiten des Staats

mischt

mischt, wozu er weder Beruf noch Einsicht hat; di Geschäfte werden darüber vernachläßigt und der Hauptzwek doch verfelt. Dazu sind Männer aufgestellt, di mit den dazu erforderlichen Eigenschaften und Kenntnisen müsen ausgerüstet seyn und von denen Rechenschaft gefordert wird.

Ein ieder mus darauf bedacht seyn, den Plaz auszufüllen, für den er da ist. Seine ersten Sorgen müsen auf seinen Beruf gerichtet seyn. Ein ieder Stand hat seine eignen Pflichten, wer si auser Augen sezt, verfelt seinen Zwek und handelt wider di Absicht seiner Bestimmung. Seine Kräfte

bezeichnen einem ieden die Grenzen seiner Bemüungen, und seine iedesmalige Bestimmung ist der Mitelpunkt; der Mitelpunkt kan sich verändern, di Grenzen sich erweitern; aber seine Pflichten bleiben immer di nemlichen: er mus nemlich in ieder Lage seines Lebens darauf bedacht seyn, si, nach irem grösern, oder kleinern Umfang, nach aller Möglichkeit zu erfüllen; daraus entspringt ihm Glük und Zufridenheit insbesondre und daraus entspringt allgemeine Glükseligkeit; weil durch di genaue Verbindung aller Stände unter einander ein ieder seinen woltätigen Einflus auf den andern verbreitet.

Ein ieder Berufsstand ist ein Baum, der seine Früchte trägt; aber ein ieder kan nur auf di Früchte -- seines Baums, auf di Früchte — seines Standes — seines Fleißes gerechte Ansprüche machen. Wer also mit mißgünstigen Augen auf di Glüksumstände andrer hinblikt, handelt töricht; klüger handelt derienige, so sich durch das Beispil andrer anspornen läßt, seinen Wolstand zu verbeßern, der sich dadurch antreiben läßt, alle seine Kräfte anzustrengen, um sich in beßere Glüksumstände emporzuschwingen, wenn di ihm zu gering sind, di er wirklich besizt.

Der handelt töricht, der über di Ungleichheit in der Welt murrt; si ist der natürlichste Erfolg von der Verfaßung eines Staats, wo di Glükseligkeit von so unzäligen neben und in einander wirkenden Glidern auf so verschidnen Wegen gesucht werden mus; wo der allgemeine Entzwek di Menschen zu verschidnen Ständen bestimt; wo Absichten, Neigungen, Fäigkeiten und Kräfte so verschiden sind und wo es so vilerlei besondre Umstände gibt, di eine unvermeidliche Verschidenheit an Vorzügen und Glüksgütern bestimmen und notwendig machen. Der Staat hat seine Wirkungen wi

di Natur, di verschidne Pflanzen und Früchte erzeugt:

Menschen, di Gleichheit verlangen, handeln töricht, wenn si solche darin suchen, daß si wollen so vil zu sagen haben, als andre; haben si auch so vil Einsichten, so vil Kräfte? Si handeln töricht, wenn si verlangen, daß di Grosen irer Hoheit, di Vornemen iren Vorzügen, di Reichen irem Glanz entsagen sollen; sollen si auch di Wurzel, di den Stam der Hoheit erzeugt, ausreißen? Sollen auch grose Taten und Verdinste aufhören, woraus si erwächst, und di aus ir wider hervorwachsen? Können

auch

auch di natürlichen Vorzüge aufhören, di sich von einander unterscheiden, wi di Farben und Gerüche der Blumen? Sollen so vile arbeitsame Stände auch di Vorteile vermißen, di aus diser Atmosfäre des Glanzes und der Hoheit auf si flisen. Besteht denn Gleichheit darin, daß Menschen gleichen Rang, gleiche Güter besizen? Haben si auch gleiche Eigenschaften? gleiche Umstände? gleiches Geschik? und gleiche Art, zu leben und zu handeln?

Di Gleichheit, welche Menschen verlangen können, besteht in den Rechten der Menschheit und heist auch Billigkeit und

auf dise kan ein ieder, one Ausname, gegrün-
dete Ansprüche machen. Es hat ein ieder
das Recht, für alles Bedacht zu nemen,
was ihm lib und teuer ist; nach disen Rech-
ten mus der Arme sich eben sowol des
Schuzes und der Sicherheit für sein Leben
und für seine Person zu erfreuen haben, als
der Vorneme und Reiche; sein Eigentum
mus eben so gegen Eingrife, sein guter Na-
me eben so gegen Beleidigungen gesichert
seyn; seine Klagen müsen eben so gut Ge-
hör finden, es mus ihm eben so gut ge-
holfen werden, als ienem; das ist gerecht
und billig; Aber es ist auch gerecht und
billig, daß der Hoe und Vorneme seine

Vor-

Vorzüge, der Reiche seine Güter ungestört genist.

Wenn nun aber Glanz, Reichtum und Vorzüge an und vor sich nicht glüklich machen, sondern Rechtschaffenheit, Fleis und Tugend, wenn di Früchte diser fürtreflichen Eigenschaften nirgends beßer gedeien, als unter dem sanften Klima einer weisen Regirung: so ehrt den Regenten! Folgt seinen Vorschriften! Besorgt eure Geschäfte! Erfüllt eure Pflichten! Zeigt Treue und Eifer in eurem Beruf, Rechtschaffenheit in euren Handlungen und Tugend in euren Sitten! Schäzt Verdinste! Verewigt

ewigt grose Taten und benuzt alles zu eurem Glük! Und genist ir dann im Schos des Fridens und der Eintracht di Früchte einer heilsamen Ordnung, dann vergeßt auch nicht, zu geben:

Dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Got, was Gotes ist.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Horn, Christian Adam,

Uiber Gleichheit und Ungleichheit aus dem Geschichtspunkte gegenwärtiger Zeiten aus dem Geschichtspunkte gegenwärtiger Zeiten

Hildburghausen 1792

Ph.pr. 663
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040901-7
VD18 1152233